



GESCHICHTE DER KIRCHE ST. JOSEF IM KREIS

*Auszug aus dem Jubiläums-Magazin
«1914–2014 Bewegte Zeiten –
100 Jahre Kirche St. Josef im Kreis 5»*

5



Ansicht von Pfarrhaus und Kapelle (heutiger Saal).

Postkarte von 1904, versandt von Pfarr-Vikar Mettler, der als erster ständiger Seelsorger von St. Josef im Pfarrhaus gewohnt hatte und 1909 nach Gersau berufen worden war. Er schrieb am 11. Januar 1905 an den im Priesterseminar St. Luzi in Chur studierenden Friedrich Meinrad Fuchs – auch dieser später Pfarr-Vikar in St. Josef: «Deine liebe Neujahrskarte spät aber innigst verdankend u. ehfrüchtig erwidernnd, empfiehlt sich deinem Gebete. Dein ergebener Franz Xaver Mettler.»

Kirchgemeindearchiv. Fotoarchiv

INHALTSVERZEICHNIS

4 CHRONOLOGIE DES KREIS 5

Geschichte und Entwicklung von Kreis 5 und St. Josef beeinflussen sich gegenseitig.

6 DEM QUARTIER DEN PULS FÜHLEN

Ein Spaziergang durch den Kreis 5.

12 ST. JOSEF – DIE ANFÄNGE

Über die Gründung der Kirchgemeinde, damals «am Zürcher Stadtrand», von 1904-1914.

20 EIN TURM UNTER TÜRME

Pfarrer Hannes Kappeler denkt über die Weite und Lichter nach, über das Werden und die Türme im Kreis 5.

22 DIE KIRCHENARCHITEKTUR VON KARL MOSER

Als jugendlich und für Kirchenleute «anstössig» wurde die neue Kirche St. Josef im Jahr 1913 bezeichnet.

34 GLAUBEN IST KEINE KOPFSACHE

Hannes Kappeler plädiert für mehr Bauchgefühl und weniger Berechnung.

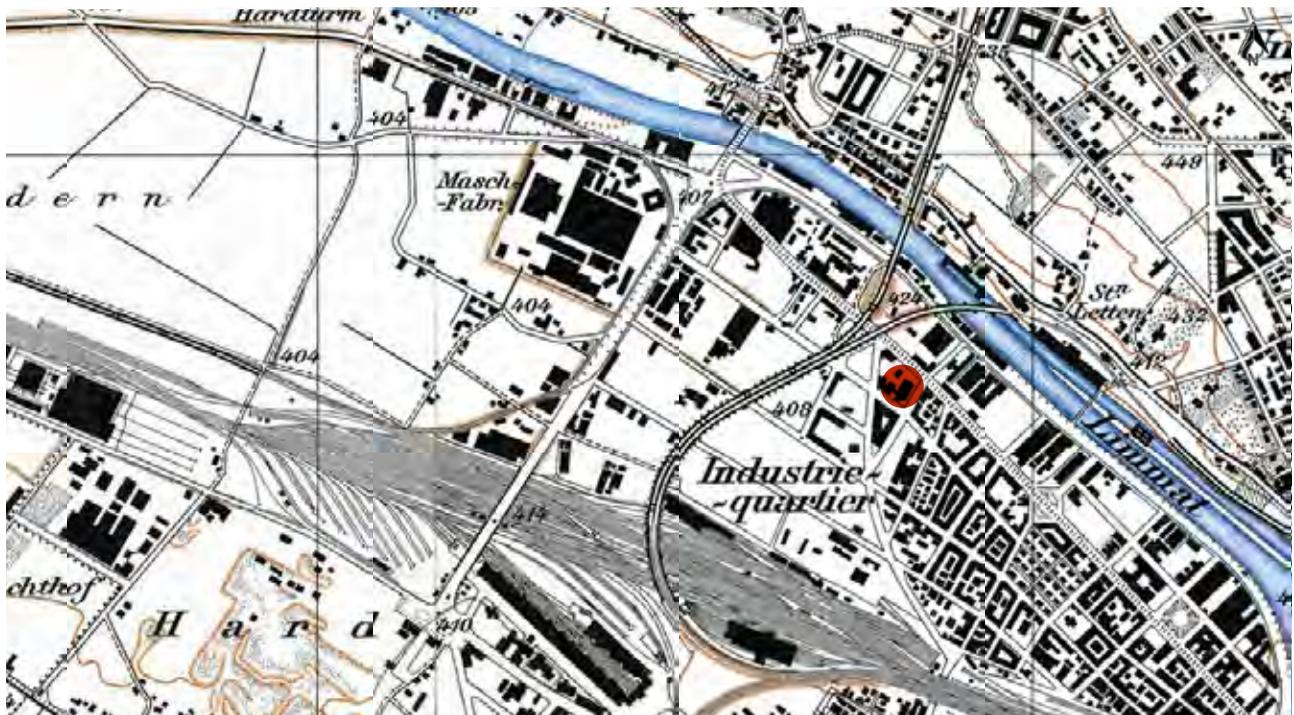
36 VON DER PFARRHERRVILLA ZUM PFARREIZENTRUM

Der Umbau des Pfarreizentrums im Jahr 2010 mit den Zürcher Architekten Frei + Saarinen.

47 IMPRESSUM

VON DER ALLMEND

TEXT: MARIE-ANNE LERJEN, PIETRO MAGGI

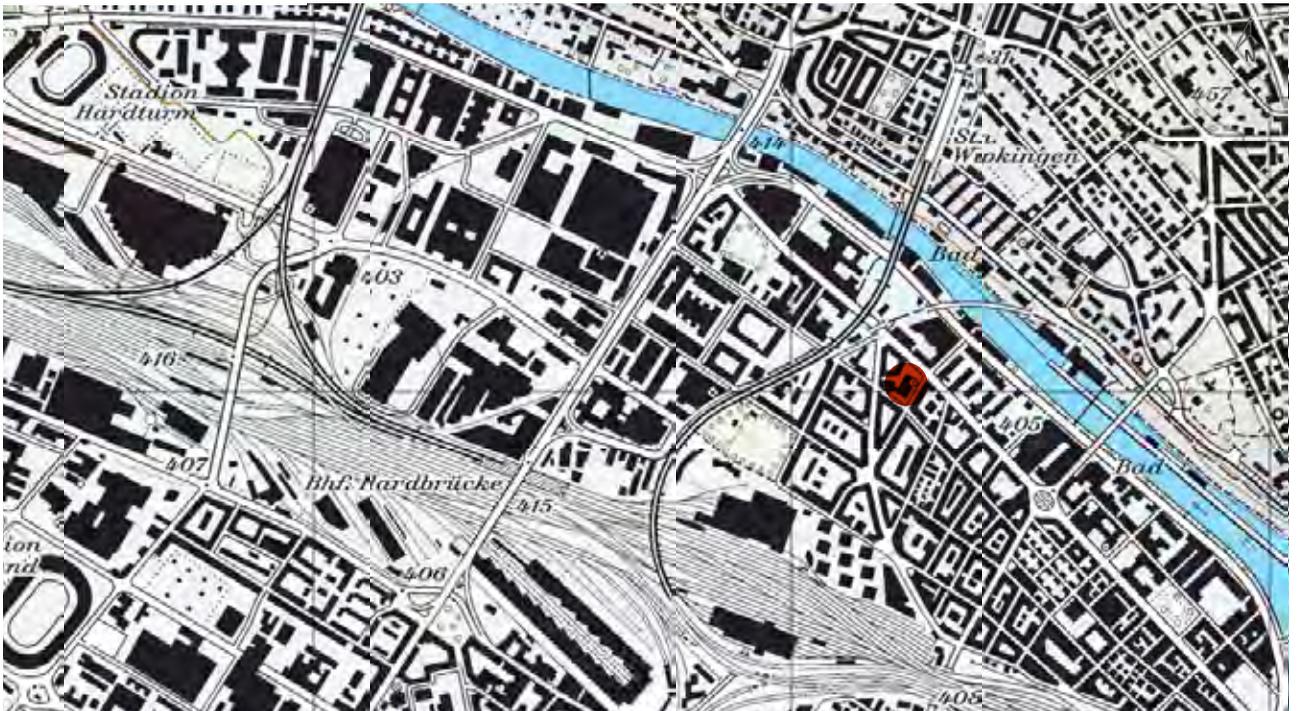


© Daten: swisstopo 1913

0 100 200 300m

- **1787** Aussersihl wird als eigene Gemeinde von Wiedikon abgetrennt (Gebiet der heutigen Kreise 4 und 5). Wenige BewohnerInnen, im hinteren Teil Acker- und Allmendland.
- **1847** Eröffnung der ersten Eisenbahnstrecke der Schweiz von Zürich nach Baden. Die Fläche der Gemeinde Aussersihl wird zerschnitten.
- **1850** In Aussersihl sind 1'881 Personen wohnhaft (auf beiden Seiten der Geleise). Ab den 1860er-Jahren steigt Bevölkerungszahl durch Zuwanderung rasant an.
- **Ab 1880** Zwischen Geleisen und Limmat entwickelt sich das Industriequartier. Niederlassung von Woll- und Seidenfärbereien, Seifenherstellern, Maschinenfabriken.
- **1883** Erste Schweizerische Landesausstellung in Zürich. Ausstellungsorte sind Platzspitz und Ausstellungsstrasse.
- **1893** Die Gemeinde Aussersihl wird in die Stadt Zürich aufgenommen (Eingemeindung).
- **1894** Im ganzen Gebiet Aussersihl bereits 30'248 BewohnerInnen. Viele neue Wohnhäuser in Blockrandbebauung, enge Wohnverhältnisse.
- **1894** Neues Bahnviadukt nach Wipkingen mit durchlässigen Bögen (früher Bahngeleise auf Erdwall in Höhe Röntgenstrasse).
- **30. Oktober 1904** Einsegnung der St. Josefs-Kapelle durch den bischöflichen Official (späterer Bischof von Chur) Georg Schmid von Grüneck.
- **16. Juli 1912** Einsegnung des Grundsteins der St. Josefskirche durch den bischöflichen Kanzler (früherer Vikar von St. Peter und Paul, späterer Bischof von Chur) Lorenz Vinzenz.
- **3. Mai 1914** Einsegnung der St. Josefskirche durch Peter Furrer, Pfarrer von St. Peter und Paul, als Delegierter des Bischofs von Chur.
- **1913** Aussersihl wird in zwei Verwaltungseinheiten geteilt. In den Kreis 4 zwischen Geleisen und Wiedikon und den Kreis 5 zwischen Geleisen und Limmat. Beide Kreise zusammen haben nun 52'910 BewohnerInnen, davon wohnen 16'370 im Kreis 5.

ZUM TRENDQUARTIER



© Daten: swisstopo 2012

0 100 200 300m

- **1. Januar 1916** St. Josef wird selbständige Pfarrei. Der erste Pfarrer ist Friedrich Meinrad Fuchs. Er versieht das Amt bis 1930.
- **1926** Josefwiese wird als erste öffentliche Grünfläche im Quartier eingeweiht.
- **1929** Eröffnung Hardturmstadion.
- **1930–1933** Neubau der Kunstgewerbeschule an der Ausstellungsstrasse.
- **1931** Das Volkshaus «Limmathaus» mit öffentlichen Sälen, Bibliothek, Duschen und Bädern wird eröffnet.
- **7. Juli 1963** Das Zürcher Volk stimmt dem Kirchengesetz zu. Die katholischen Pfarreien werden öffentlich-rechtliche Körperschaften und sind als Kirchgemeinden berechtigt, Steuern zu erheben. Dies ermöglicht nach 50 Jahren eine durchgreifende Renovierung der Kirche St. Josef.
- **29. August 1965** Kirchweihe durch den Bischof von Chur, Johannes Vonderach.
- **1968–1972** Bau der Westtangente Hardbrücke.
- **1980er-Jahre** Das Industriequartier verliert seine Wichtigkeit als Produktionsstandort. Wegen Strukturkrise Abbau und Auslagerungen der Produktion.
- **1982** Eröffnung Bahnhof Hardbrücke.
- **Ab 1986** Kooperative Planung für Entwicklung von Zürich-West.
- **Ende 1990er-Jahre** Beginn der baulichen Veränderung der ehemaligen Industriegelände. Geschäfts- und Wohnneubauten entstehen.
- **2008** Abriss Hardturmstadion.
- **2014** Umzug der Zürcher Hochschule der Künste in die ehemalige Toni-Molkerei an der Förrlibuckstrasse.
- **3. Mai 2014** Die Kirche St. Josef feiert ihr 100-Jahre-Jubiläum.

DEM QUARTIER DEN PULS FÜHLEN

EIN SPAZIERGANG DURCH DEN KREIS 5

TEXT: MARIE-ANNE LERJEN • BILD: DARIA FRICK

Wie ist der Kreis 5? Was macht hier glücklich? Was macht hier Sorgen? Ich war eingeladen worden, das Quartier zu durchwandern, Eindrücke zu sammeln und zu berichten. Ich machte mich auf den Weg.

«Darf ich Sie etwas fragen?» Die kleine Frau mit den kurzen Haaren, die vor dem Altersheim im Stuhl sitzt, nickt. «Wohnen Sie schon länger im Kreis 5?» Die Frau, die offensichtlich stumm ist, nickt wieder. «Fühlen Sie sich wohl hier?», die Frau streckt ihre runzlige Hand von sich und zeigt mit dem Daumen nach oben. Sieht gut aus. Sie ist nicht die einzige, die mir unterwegs positiv antwortet.

— Los geht es am frühen Morgen. Ich stehe am Bahnhofsausgang gegen die Sihl und schaue auf die Wirtschaft «Vorbahnhof». Leute in einem fortwährenden Gewusel passieren die Strasse und stellen sich wartend auf dem schmalen Steg der Tramstation auf. Jedes ankommende Tram nimmt eine Ladung in den Kreis 5 mit. Ein Mann mit einem grossen Koffer, der von einer Reise zurückkommt, junge Leute mit Rucksäcken, elegante Geschäftsleute, extravagante Damen.

— Hier hinter der Sihl beginnt das Quartier. Aussersihl wurde die Gemeinde genannt. Durch die erste Eisenbahnlinie, die von Zürich nach Baden führte, wurde das Gebiet 1847 durchtrennt. Im schmaleren Streifen zwischen Geleise und Limmat entwickelte sich, gefördert durch die Stadt Zürich, ein Gewerbe- und Industriegebiet. Wohnungsbauten kamen dazu, später Gewerbeschulen. Seit 1893 gehört Aussersihl zur Stadt Zürich. Das «Industriequartier» wurde 1913 zu einer eigenen Verwaltungseinheit, dem Stadtkreis 5.

— Ich gehe an den auf dem Carparkplatz auf ihre Busse wartenden Passagieren vorbei. Mit viel Gepäck verreisen sie nach Deutschland, Tschechien, Rumänien oder Spanien. Ich biege in die Ausstellungsstrasse ein und spaziere entlang von Gewerbebauten aus Backstein stadtauswärts. Wie an verschiedenen Orten hier im Quartier sind im Innenhof noch Handwerker an der Arbeit. Es wird gehobelt, gemalt oder Blech ausgebeult.

QUARTIER DER GEWERBESCHULEN

— Auf der Grünfläche vor der Zürcher Hochschule der Künste, der ehemaligen Kunstgewerbeschule, erhebt sich zwischen zwei riesigen Platanen eine weisse Plastikwolke. Sie steigt drei Meter in die Luft, links oben entweicht weisslicher Dampf. Auf einem Montagelift werden einzelne Personen durch eine Öffnung auf der Unterseite in die Wolke eingelassen. Was gibt es dort zu sehen? Ringsum stehen junge Leute mit Wollmützen, Kapuzenjacken, Stofftaschen und Rucksäcken und beobachten oder fotografieren die Aktion.

— «Über 8'000 Schüler und Schülerinnen kommen jeden Tag ins Quartier», sagt mir die Frau von der Quartierkoordination. Hier im vorderen





Teil des Kreis 5 finden sich neben der Zürcher Hochschule der Künste viele kantonale Berufsschulen. Ausgebildet werden Werbetechniker(innen), Schreinerpraktiker(innen), Bekleidungsgestalter(innen), Augenoptiker(innen), Automobil-Mechatroniker(innen), usw. Von diesen Studierenden, wie von den 13'000 Beschäftigten, die hier im vorderen Quartier-
teil arbeiten, profitieren die vielfältigen Läden, Kioske und Restaurants. «Ich geniesse dieses Angebot an Essen aus allen Ecken der Welt und ich mag die vielen netten und familiären Cafés und Bars, die mich», so meint ein Selbständigerwerbender, «zu Arbeitspausen einladen.»

EINST PREKÄRER STADTTEIL

— «Allora, sí», jetzt ja, sagt eine italienisch sprechende ältere Frau, die ich auf der Strasse anspreche. Jetzt wohne sie gern hier. Es sei sauberer geworden, es seien viele Eltern mit Kindern unterwegs, das Quartier lebe. Früher wäre es dreckiger, unsicherer gewesen. Die Kinder hätte man nicht

allein rauslassen dürfen. Wegen der Drogensüchtigen, der Kriminalität. Jetzt hätte sie keine Angst mehr. Ja, sie schlafe nun ganz ruhig.

— Ich erinnere mich. Als Studentin war ich verantwortlich für die Zimmerverwaltung in unserem Studentenhaus an der Mattengasse. Die offene Drogenszene auf dem Platzspitz war 1993 geräumt worden und die Szene war ins Quartier ausgewichen. Spritzen, Folien, Drogensüchtige, Dealer gehörten plötzlich zum Alltag. Da waren die beiden Bündner Mütter, die ihren gesunden Bergteint verloren hatten, als sie vor unserer Tür standen. Sie waren, auf der Suche nach einer passenden Unterkunft für ihre Söhne, von der Zimmervermittlung an diese Adresse geschickt worden. Es war reine Höflichkeit, dass sie sich die beiden Zimmer dennoch zeigen liessen. Ihren konsternierten Gesichtern war zu entnehmen, dass sie auf dem Weg vom Bahnhof hierher längst entschieden hatten, dass ihre beiden Söhne dieses Quartier nie betreten sollten.

— In ihren Untersuchungen nannten die Sozialforscher das Quartier damals «prekär». Das Quartier hatte eine lange Geschichte als Ankunftsort von Zugewanderten. Arbeiter und Arbeiterinnen aus dem In- und Ausland, Flüchtlinge, sozial Randständige sammelten sich hier auf engem Raum. Die unterschiedlichen Lebensweisen und Kulturen führten auch zu Konflikten. Heute noch ist dieses Viertel eines der bevölkerungsdichtesten der Stadt und weist einen Ausländeranteil von 35 Prozent auf. Das Image des Quartiers hat sich aber geändert. Schweizer Familien bleiben vermehrt hier wohnen. «Irgendwie ist es auch ein kleines Dorf. Ich freue mich über die bekannten Gesichter, denen ich begegne. Man trifft sich auf dem Röntgenplatz zum Fest, auf der Josefweise zum Plantschen», führt eine Mutter aus. Viele Kinder mit Schultaschen sind unterwegs, zwei tamilische Männer unterhalten sich vor dem Asia Markt, eine ältere Türkin zieht einen Einkaufswagen hinter sich her. Ein Passant meint: «Glücklich macht mich der Kreis 5, weil ich nie weiss, was mich heute erwartet. Ich meine das im positiven Sinn. Die Farbigkeit der Menschen und deren Geschichten prägen den Alltag in den Strassen.»

DIE INDUSTRIE ZIEHT AUS

— Entlang der Josefstrasse unterquere ich das grosse Bahnviadukt, auf dem die Zürcher S-Bahnen durchrattern, und spaziere weiter stadtauswärts. Während im vorderen Quartierteil eher kleinere Häusergruppen und kompakte Mehrfamilienhäuser im Blockrand gebaut wurden, besetzte die Textil- und später die Maschinenindustrie riesige Areale hinter dem 1894 gebauten Viadukt. Durch den Strukturwandel der Industrie in den 1980er-Jahren leerten sich aber viele Produktionsgebäude. Eine enorme Stadtfläche wurde Planungsgebiet. Viele Jahre boten die ehemaligen Industriegebäude Raum für freiberufliche, gewerbliche und kulturelle Zwischennutzungen. Ab 2000 setzte dann eine umfangreiche bauliche Transformation ein. Die beiden unterschiedlichen Grössendimensionen des Quartiers blieben bestehen.





So bildet der vor drei Jahren glanzvoll sanierte Viadukt nach wie vor das Scharnier zwischen einem kleinteiligen Mikrokosmos und einer neuen, unter dem Brand «Zürich-West» vermarkteten Hektarenstadt.

— «So eine geile Idee, in das Viadukt Läden einzubauen», höre ich zwei Vorbeigehende sagen. Das ehemalige Problemquartier ist zum «up-and-coming district» geworden, wie der Cool-Shopping-Guide Zurich schreibt. Neue Concept Stores, Vintage- und Design-Läden bieten die Accessoires feil für einen zeitgemässen «urban lifestyle». «Die Schickimickisierung stört mich», findet eine ältere Passantin. «Wenn die Preise für Wohn- und Gewerbebauten steigen, wird Bestehendes verdrängt.»

KONTRASTREICH

— Ich halte mich Richtung Bahnhof Hardbrücke. Auf der Aussichtsterrasse im Geroldareal stehen auf einem kleinen Gartentisch leere Flaschen, Corona Bier, Absolut Wodka, eine umgekippte Büchse 1664. Darunter



auf dem Holzrost ausgetrunkene Cola-, Fanta- und Orangensaft-Flaschen. Zigarettenpackungen, Becher, Plastikgabeln liegen herum. Die Überreste einer improvisierten Party. Die berühmte Langstrasse, welche schon früher das «Swinging Zürich» verkörperte, ist bis heute eine wichtige Adresse für Ausgewillige geblieben. Doch mit den neuen Bars, Clubs, Bühnen und Kinos hat sich in Zürich-West eine neue «Kulturmeile» etabliert, die jedes Wochenende tausende von nachtaktiven Gästen anzieht. An dieser Ecke ist Zürich zur 24-Stunden-Stadt geworden. «Hier wird doch Stadt einfach ziemlich lautstark konsumiert», nervt sich ein Bewohner der Heinrichstrasse. «PISOIR» hat jemand an eine Mauer gekritzelt, ein Pfeil weist nach unten aufs Trottoir.

— Ich flaniere weiter stadtauswärts. Während der alte Quartierteil durch die dichte Vielfalt urban wirkt, ist es hier im neuen Teil das kontrastreiche Nebeneinander von Bürokomplexen, Autobahnen, Hochhäusern, Bahnviadukten, Produktionsstätten und Brachen. Ein Mitarbeiter der Zürcher Hochschule der Künste zeigt sich über den bevorstehenden Umzug in



den Hektarenteil nicht erfreut: «Ich komme mir vor, wie wenn wir auf eine Insel verbannt würden.» «Es fehlen genügend Verpflegungsmöglichkeiten. Das Migros-Restaurant an der Pfingstweidstrasse ist beispielsweise total überfüllt», meinen zwei junge Büromitarbeiter, die am Mittag auf dem Weg dorthin sind. Etwa 27'000 Beschäftigte arbeiten in Zürich-West und es sollen noch mehr werden. Ihnen stehen 3'500 Bewohnerinnen und Bewohner gegenüber. Dieser Anteil soll immerhin durch die Neubauten verdoppelt werden. «Wir haben uns überlegt in so ein neu gebautes Hochhaus einzuziehen, doch die Mieten sind für eine Familie einfach zu teuer», meint eine Frau, die dem Gleisbogen entlang unterwegs ist. Eine 4.5-Zimmerwohnung im Toni-Hochhaus kostet 4'600 bis 6'300 CHF pro Monat.

— Der Brand «Zürich-West», der Aufbruch verspricht, scheint also zu greifen. Eine finanzkräftige Bewohnerschaft zieht ins neue «Trendviertel» ein. An der Förrlibuckstrasse wird gerade ein letzter Altbau abgerissen, eine ehemalige Seifensiederei. Eigentumswohnungen entstehen. Der nahe liegende Naturraum der Limmat sowie die Kunstmuseen und Galerien im Quartier werden ins Marketing einbezogen. Der Prime Tower im Hintergrund ist zum Wahrzeichen der dynamischen Entwicklung geworden. Die Baukräne werden hier noch ein paar Jahre zum Stadtbild gehören.

— Nach mehreren Planungsanläufen und einer gescheiterten Abstimmung für ein neues Sportstadion bleibt die hinterste Ecke des Quartiers vorläufig unbebaut. Grün wuchert. Zwischen Pflanzkisten raucht unter einem Verdeck ein Pizzabackofen. Leute essen an einem selbstgenagelten Holztisch. «Ich mag das Wildromantische der Stadionbrache, diese Weite und Offenheit. Ich mag, wie die Leute hier zusammenwohnen», sagt ein langjähriger Anwohner.

VIELSTROMLAND

— Ich komme ans Ende des Quartiers. Dahinter beginnt Altstetten. Ein Problem konnte 2013 hinter die Quartiergrenze verbannt werden. Der Strassenstrich, der während Jahren am Sihlquai präsent war, wurde auf einen organisierten Strichplatz in Altstetten verlegt. Eine weitere Veränderung, die das Quartier weniger «prekär» macht. Hier beginnt die Autobahn, die den Verkehr aus dem Quartier ausleitet beziehungsweise ins Quartier einleitet. Ströme von Autos, Lastwagen, Kühltransportern mit Frischgemüse für den Engros-Markt.

— Der Herzschlag des Quartiers scheint geprägt von Strömen. Der Verkehr, die Eisenbahnen, die Arbeitstätigen, die Berufsschülerinnen und Berufsschüler, die Shopping-Gäste und die Partymenschen. Im Rhythmus des Tages geben sie dem Quartier den Takt an. «Und doch (oder gerade deshalb) kann man hier auch gut leben», geben mir die Bewohnerinnen und Bewohner zur Auskunft.

— Es ist spät geworden. Ich verlasse den Kreis 5 und mache mich mit meinen Antworten auf den Heimweg.

ST. JOSEF – DIE ANFÄNGE

TEXT: PIETRO MAGGI

— «Als am 29. Juni 1873 die Katholiken Zürichs von ihrem lieb gewordenen Gotteshaus, der Augustinerkirche, Abschied nehmen mussten; als lautes Schluchzen die geweihten Hallen erfüllte ob des bitteren Unrechts und der trostlosen Zukunft, da trat der edle Pfarrer Reinhard vor seine ihm treu gebliebene Herde und tröstete sie mit dem Worten dessen, den er unter Brotsgestalt verborgen, an seinem Herzen trug: «Fürchte dich nicht du kleine Herde ... Haltet aus, ich bin sicher in 40 Jahren stehen in Zürich 4 katholische Kirchen.»¹



Gruppe auf dem 1901 erworbenen Grundstück, auf dem südöstlichen, für die Kirche vorgesehen Teilgebiet mit Blick gegen die Limmatstrasse, wie in Abb. 6. Allerdings steht zu dieser Zeit noch das Hochkamin der «Fabrik», des 2. Gaswerks der Stadt Zürich). Foto 1910.

TEXT AUF DER TAFEL: «Mit Gott für Familie und Vaterland» (oben)
«VORSTAND u. Vertrauensm.[änner]» (links vom Kreuz)
«DES KATH. Arbeitervereins» (rechts vom Kreuz)
«ZÜRICH 1910. SEKTION INDUSTRIEQUAT» (unten)

¹ Kirchgemeindegarchiv, Diaspora-Kalender von 1915. 05.03.01

— Tatsächlich standen 1874 die Kirchen St. Peter und Paul an der Werdstrasse in Aussersihl (noch ohne Turm), 1894 die Liebfrauenkirche in Unterstrass, 1908 die Kirche St. Anton in Hottingen und 1914 die Josefskirche im Industriequartier. Genau genommen waren es fünf, denn die 1902 begonnene und 1904 eingesegete Josefskapelle an der Heinrichstrasse (der heutige Saal) stand aus liturgischer Sicht einer grossen Kirche nicht nach. Diese Kapelle war von Anfang an als Vorgängerbau für eine später zu errichtende Kirche am selben Ort gedacht gewesen. Denn 1902 hatte man gleich das ganze, von der Limmatstrasse – Fabrikstrasse – Heinrichstrasse und Röntgenstrasse eingegrenzte Geviert als Baugrundstück erworben.

KATHOLISCHE INITIATIVE – SUBSCRIPTIONSCHEINE UND FLUGBLÄTTER

— «Die dortigen (im Industriequartier) grossen Maschinenfabriken und Färbereien und der zunehmende Verkehr haben eigentliche Heere von Arbeitern und Arbeiterfamilien gerufen, die sich zu einem guten Teil aus Katholiken rekrutieren.»²

— Die Initiative für den Bau eines Lokals zur Ausübung des katholischen Gottesdienstes im Industriequartier hatte Pfarrer Reichlin von St. Peter und Paul ergriffen. 1901 war er von Papst Leo XIII. aufgrund seines doppelten 25-Jahr-Jubiläums (Abb. 1) zum Prälaten (höherer kirchlicher Würdenträger) ernannt worden. Das bot ihm Gelegenheit, im Hinblick auf die Finanzierung der geplanten Kapelle im Industriequartier sowohl Subscriptionsscheine zeichnen zu lassen als auch mittels Flugblatt an Ostern 2003 die Katholiken der ganzen Schweiz zur Solidarität aufzurufen. (Abb. 2a/b, in französischer Sprache: Appel ... construction ... Saint Joseph, signiert von Prälat Reichlin, mit einer Empfehlung von Bischof Johannes Fidelis Battaglia von Chur.) Der Erlös belief sich auf 25'000 Franken. Er wurde in einer Jubiläumsfeier in der Tonhalle gefeiert.

Unverzichtbare Beiträge leisteten aber auch die Mitglieder der 1903/1904 gegründeten Vereine: KAB Katholischer Arbeiterbund, Frauenverein und Kirchenchor.

DER ERWERB DES GRUNDSTÜCKS – PRÄLAT REICHLIN VON ST. PETER UND PAUL ALS INITIANT

— Zurück zum Erwerb des Grundstücks zwischen Limmat-, Fabrik-, Heinrich- und Röntgenstrasse. Am 17. Mai 1902 schrieb der Kirchenvorstand von St. Peter und Paul an den Bischof in Chur:

— «Seiner Gnaden Johannes Fidelis Battaglia, Bischof von Chur. Hochwürdigster gnädigster Herr! Nachdem es uns gelungen, in den von unserer Kirche am weitesten entfernten Wollishofen ein, wenn auch freilich bescheidenes Gottesdienstlokal zu eröffnen, gingen wir sofort daran auch für unsere Glaubensbrüder im Industriequartier, das über 4500, freilich zum grössten Teil infolge ungenügender Pastoration erkaltete Katholiken zählt, ein passendes Lokal zu finden um wieder neues katholisches Leben in dieses Arbeiterviertel hineinzubringen und die vielen Entfremdeten unserer hl. Kirche nach und nach wieder zuzuführen. Leider blieb unser Bemühen ein genügend grosses Local für wenigstens 3 bis 400 Personen an richtiger Lage zu finden, wo man für einige Jahre gesichert gewesen wäre nicht bald wieder auf die Strasse gesetzt zu werden, erfolglos. Diese Verlegenheit führte uns auf den Gedanken, die heutige Krisis, wo Preise sehr gedrückt sind, auszunützen, um ein Gottesdienstlokal mit oder ohne Pfarrhaus, und dann später, wenn die aufgebrachten Mittel es einmal erlauben, eine genügend grosse Kirche erbauen zu können. Die Lage scheint freilich, wie auf dem beiliegenden Plan zu ersehen ist, heute etwas abgelegen, wenn man aber bedenkt, das bei einem nächsten Aufschwung des Verkehrs, der ja auch immer wieder eintreten wird, gerade jene Gegend sich wieder besonders beleben und nach und nach alles überbaut werden wird ... so ergibt sich, dass dieser Bauplatz für später ohne Zweifel der centralst gelegene werden wird...»³

² Kirchengemeindearchiv, Diaspora-Kalender von 1915. 05.03.01

³ Kirchengemeindearchiv, Briefabschrift, Auszug, Brief vom 17. Mai 1902 an den Bischof von Chur. 05.03.01



ABBILDUNG 1

Subskriptionsschein anlässlich des doppelten 25-Jahr-Jubiläums von Pfarrer Carl (Charles) Reichlin von St. Peter und Paul am 30. September 1901. Der Erlös (5 Franken pro Schein) war für den Bau von Kapelle und Pfarrhaus St. Josef bestimmt und belief sich auf beachtliche 25'000 Franken. (Kirchgemeindecarchiv. 04.09.00)

ABBILDUNG 2A

Vorderseite



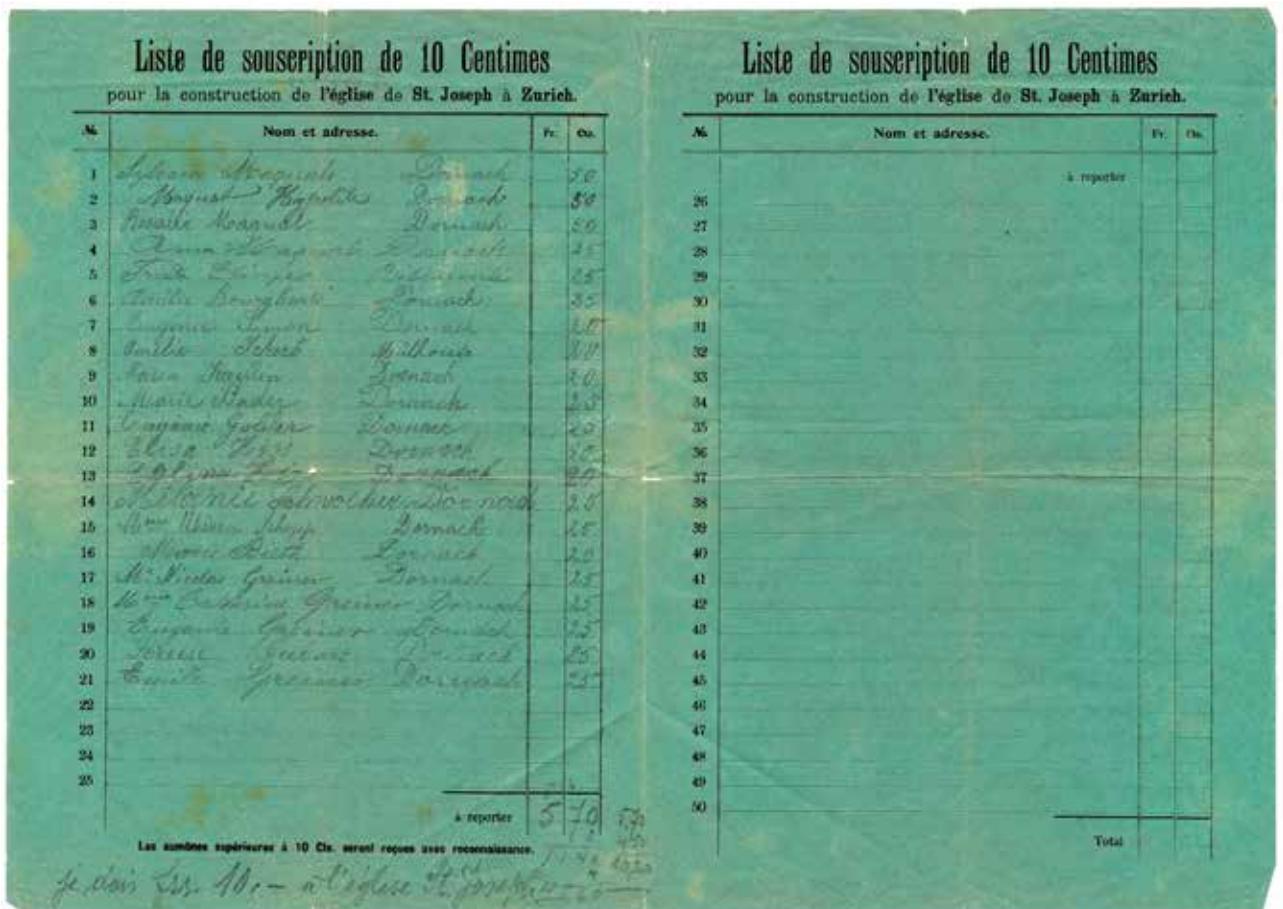


ABBILDUNG 2B
Innenseite

Französische Ausgabe des Flugblattes von Ostern 1903. Die Katholiken der ganzen Schweiz wurden, jeweils in ihrer Sprache, gebeten, 10 Rappen zum Bau der St. Josefskirche im Zürcher Industriequartier beizutragen. (Eintrag in eine Liste auf der Innenseite des Faltblattes.)

Nachfolgend das Wichtigste aus diesem «Appel...» stichwortartig auf Deutsch: In der Kirchgemeinde St. Peter und Paul, wozu die neue Kirche gehört, leben 27'107 Katholiken in 3 Stadtkreisen [Wollishofen, Wiedikon, Aussersihl/Industrie] auf rund 8 km² Fläche. Für diese Menschen gibt es nur diese eine Kirche, die 2'500 Personen aufnehmen kann. Obwohl sonntags 6 aufeinanderfolgende Messen mit 3 Predigten gelesen werden, ist es nicht allen Katholiken möglich ihre sonntägliche Pflicht zu erfüllen.

Die Bevölkerung im Industriequartier ist sehr kosmopolitisch zusammengesetzt: Sie stammt aus dem Grossherzogtum Baden, aus Württemberg, Bayern, Vorarlberg, dem Fürstentum Liechtenstein, aus Tirol, Norditalien sowie aus den katholischen Kantonen der Schweiz.

Der Spendenaufruf für den Bau von St. Josef ist unterzeichnet von Pfarrer und Prälat Carl Reichlin und enthält eine Empfehlung des Bischofs von Chur, Johannes Fidelis Battaglia, der versichert: «... Der Eintrag in die vorgedruckte Liste ist das beste Mittel für die Gnade des rechten Glaubens zu danken ... und sich des himmlischen Segens zu versichern.»

Ferner werden den Spendenden 4 geistige Gewinne in Aussicht gestellt. Die ersten zwei sind: Das Recht auf Einschluss in die Gebete während der Sonn-, Feiertags- und Mittwochsmessen sowie der Eintrag ins Goldene Wohltäter-Buch der Kirchgemeinde. (Kirchgemeindearchiv. 04.09.00)

DIE LUZERNER UND ST. JOSEF IM INDUSTRIEQUARTIER

— Viele der frühen katholischen Zuwanderer ins Zürcher Industriequartier stammten aus der (katholischen) Innerschweiz. Der «Katholische Cultusverein in Luzern» gehörte zu jenen einflussreichen Institutionen, die in ihren, über die eigenen Interessen hinausgreifenden, Statuten von 1886 Folgendes ausführten:

— «Allgemeine Bestimmungen.

— § 1. Die Actien-Gesellschaft Katholischer Cultus-Verein in Luzern ist im Jahre 1874 auf unbestimmt Dauer gegründet worden zu dem Zweck, dem römisch-katholischen Cultus in der Schweiz in seinen baulichen Bedürfnissen an die Hand zu gehen.»⁴

DER GRUNDSTÜCK-KAUFVERTRAG VOM 22. MAI 1902

— «Herr Theodor Bertschinger, Baumeister in Lenzburg, verkauft an Tit. Katholischen Cultusverein in Luzern zu Händen der römisch-katholischen Pfarrei St. Peter und Paul in Zürich III von seinem Grundstück Kataster No. 6391 zwischen der Limmat-, Fabrik-, Heinrich- und Röntgenstrasse ... das Teilstück mit einem Flächeninhalt von circ. 3400 Quadratmeter. Der Kaufpreis beträgt Frs. 38.50 pro Quadratmeter...»

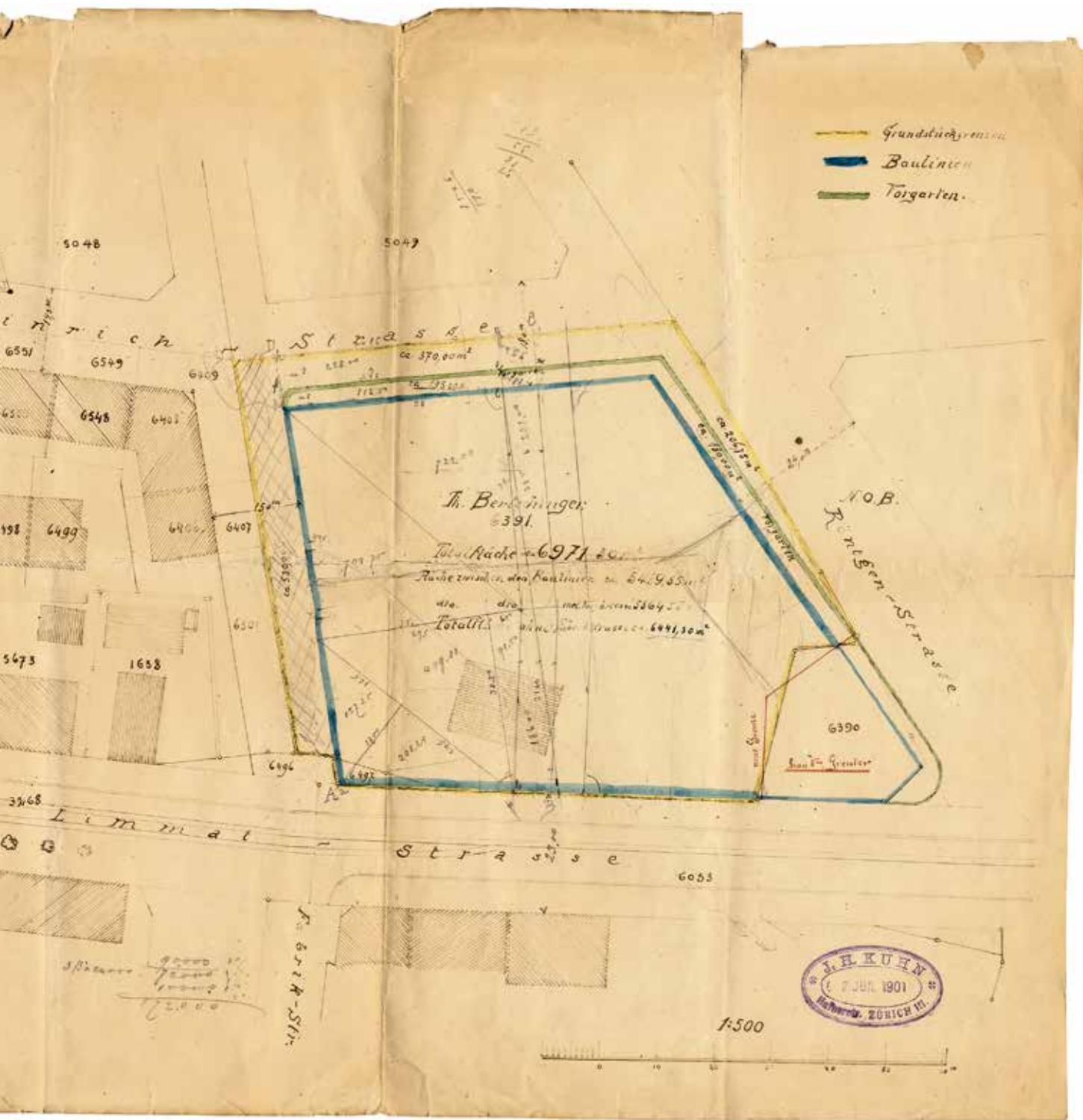
— Besonders interessant in diesem Vertrag ist der Passus: «Das nötige Land für die Erstellung der Fabrik-, Heinrich- und Röntgenstrasse hat der Verkäufer unentgeltlich abzutreten. (Anmerkung der Redaktion: Anders als die in den 1870er-Jahren von Stadtingenieur Arnold Bürkli gebaute Limmatstrasse zur Erschliessung des Gaswerks, existierten die oben erwähnten Strassen 1902 noch nicht.) Die Unterhaltungskosten der Fabrik-, Heinrich- und Röntgenstrasse, solange diese Strassen noch Privatstrassen sind (!), hat die Käuferschaft erst von dem Tage an zu tragen, an welchem mit dem projektierten, definitiven Kirchenbau begonnen wird. Bis zu diesem Zeitpunkt hat der Verkäufer dagegen die Kosten noch selbst zu tragen.»

— Der Vertrag endet: «Verkäufer & Käufer verpflichten sich für sich & ihre Rechtsnachfolger, dass (weder) auf dem Kaufsobjekt (noch) auf dem verbleibenden Theile von Kataster No. 6391 zu keinen Zeiten eine mechanische Schreinerei, Schlosserei, Kupferschmiede, Spenglerei & Schmiede errichtet werden oder sonst ein lärmendes Gewerbe betrieben werden darf.»⁵



³ Kirchgemeindegarchiv, Briefabschrift, Auszug, Brief vom 17. Mai 1902 an den Bischof von Chur. 05.03.01

⁴⁺⁵ Kirchgemeindegarchiv, Korrespondenz. 05.03.01



Katasterplankopie des Vermessungsamtes mit dem Stempel: J. H. Kuhn, Hafnerstrasse, Zürich III, 7. Juni 1901. Das Grundstück mit der Katasternummer 6391 und einer Fläche von rund 6'971 m² gehörte dem Lenzburger Baumeister Theodor Bertschinger, der es dem Katholischen Cultusverein Luzern zu Händen der Kirchgemeinde St. Peter und Paul in Ausserihl für den Bau von St. Josef verkaufte (s. Text). Man beachte, dass Heinrich-, Röntgen- und Fabrikstrasse erst projektiert (Baulinien) waren. (Kirchgemeindearchiv. 05.03.01)

DER BAU VON PFARRHAUS UND KAPELLE ST. JOSEF

— Die Kirchgemeinde St. Peter und Paul in Ausersihl hatte ihre ‚Hausarchitekten‘, das renommierte Architekturbüro Chiodera & Tschudy in Zürich, mit dem Bau beauftragt. Sie hatten das Baugesuch bis zum 1. Oktober 1902 einzureichen und erstellten den schlichten, rechteckigen Saal mit Flachdecke. Sie unterteilten ihn mittels Stützen in ein breiteres Mittelschiff, das im Chor den Hochaltar barg, und in zwei schmalere Seitenschiffe. (Abb. 3) Für die Verkleidung des Äusseren wählten sie vornehmlich den stabilen, günstigen, malerischen, gelblichen Muschelkalkstein. Der dreigeteilte Eingang an der Heinrichstrasse wirkt trotz der bescheidenen Ausmasse repräsentativ. (Abb. 4)

— Im Herbst 1904 war das Bauwerk vollendet: «Wer begreift nicht die Freude unserer braven Leute, als am letzten Sonntag, 30. Oktober 1904 das neue Heiligtum durch den damaligen bischöflichen Official und nunmehrigen Bischof von Chur, Dr. Georg Schmid von Grüneck in feierlicher Weise benediziert (eingesegnet) wurde.»⁶ Franz Xaver Mettler, Pfarr-Vikar, war der erste ständige Seelsorger in St. Josef.

UND DAS FINANZIELLE

— Am 3. Januar 1905 sandten Chiodera & Tschudy, Architekten, Bleicherweg 41, Zürich die Abrechnung an Herrn Theodor Bucher, Präsident der Baukommission Zürich V.: «Wir teilen Ihnen mit, dass die Abrechnung für Pfarrhaus und Kapelle von uns abgenommen worden ist, und zwar folgendermassen: ⁷

Revidierter Betrag:	frs. 135'035.90
Kostenvoranschlag:	frs. 142'000.00

NEUBAUPROJEKT KIRCHE ST. JOSEF GUTGEHEISSEN

— Der Kultusverein Luzern beschaffte auch Pläne für die neue Kirche St. Josef im gotischen Stil. Doch Peter Furrer, Pfarrer von St. Peter und Paul und Präsident des Baukomitees, nahm Kontakt mit den Architekten Robert Curjel (1859-1925) und Karl Moser (1860-1936) auf. Deren Pläne beriet Pfarrer Furrer mit dem Churer Bischof Georgius Schmid von Grüneck und P. Albert Kuhn (Einsiedeln). In kurzer Zeitspanne mussten die Pläne überarbeitet und teils neu entworfen werden. Am 12. Februar 1912 wurde dann das Neubauprojekt gutgeheissen. (Abb. 5)



ABBILDUNG 3 St. Josefskapelle. Inneres gegen den Chor. Foto 1909. Das Hauptaltarblatt stellt Josef mit dem Kind dar. Sein Attribut ist hier der Lilienstern, Symbol der Reinheit. Der Altar im linken Seitenschiff ist Maria als Himmelkönigin geweiht, jener im rechten Schiff dem Herzen Jesu. (Kirchgemeindearchiv. Fotoarchiv)

⁶ Kirchgemeindearchiv. Zur Geschichte der Katholiken Zürichs. Die Josefskirche in Zürich-Industriequartier, in: Diasporakalender von 1915. 05.03.01

⁷ Kirchgemeindearchiv, Korrespondenz. 05.03.01



ABBILDUNG 4 Ansicht von Pfarrhaus und Kapelle (heutiger Saal). Postkarte von 1904, versandt von Pfarr-Vikar Mettler, der als erster ständiger Seelsorger von St. Josef im Pfarrhaus gewohnt hatte und 1909 nach Gersau berufen worden war. Er schrieb am 11. Januar 1905 an den im Priesterseminar St. Luzi in Chur studierenden Friedrich Meinrad Fuchs – auch dieser später Pfarr-Vikar in St. Josef: «Deine liebe Neujahrskarte spät aber innigst verdankend u. ehfurchtig erwidert, empfiehlt sich deinem Gebete. Dein ergebener Franz Xaver Mettler.» (Kirchgemeindegarchiv. Fotoarchiv)



ABBILDUNG 5 St. Josef. Pfarrhaus mit Saalanbau (ehemalige Kapelle) und Kirche. Foto ohne Datum, nach 1914. Blick gegen das 1897/1898 erbaute Eckgebäude Fabrikstrasse 12/Limmatstrasse 204. (Kirchgemeindegarchiv. Fotoarchiv)

"TURM UNTER TÜRMEIN"

TEXT: PFARRER HANNES KAPPELER

*Unser Turm, heute nur einer unter vielen Türmen im Kreis 5,
wird mit seiner Kirche 100 Jahre alt. Darum
jubeln und feiern wir im Jahr 2014 – auch mit diesem
ganz besonderen Magazin.*

— Unser Kirchturm war vor 100 Jahren der höchste Turm im Quartier. Für mich ist er es immer noch, denn er berührt durch den Klang seiner sechs Glocken das Schwebende und Höchste, den höchsten Raum. So wie wir die Engel und nur Gutes hören. So wie es der Heilige Josef hörte, allerdings ohne einen Turm zu besteigen. Josef ist unser Vorbild, deshalb heisst unser Kirchenraum wie zentrale Orte unseres Kreises St. Josef. Die Josefstrasse und die Josefwiese sind Orte des Zusammenseins unterschiedlichster Menschen.

— Diese Menschen, alles Pioniere, die den Turm und unsere Kirche vor 100 Jahren bauten, waren geerdet. Sie waren ganz auf unserer Mutter Erde, tief verankert in ihr, verankert wie unser Turm. Und doch sehnten sie sich in ihrer harten Arbeit nach Höhe und Klang. Sie sehnten sich nach der Zusage an alle im Kreis 5, dass es einen Gott gebe, der immer mit uns ist. Damit alle diese Botschaft hören sollten, bauten sie an der Fabrikstrasse den Turm mit den beinahe 10 Tonnen schweren Glocken. Der Name «Fabrikstrasse» erinnert an die Fabriken, in denen viele Zugezogene hart arbeiteten und krampfen mussten, dies zu unmöglichen Zeiten. (Dazu kamen die vielen Arbeiter von Bahn und Post, damals mit Wohnsitzzwang in unserem Quartier.)

— Heute werden viele Türme in unserem lebendigen Quartier gebaut. Ich denke an den Prime Tower, in dem sich, vor allem an den langen Sommerabenden, wenn in den Büros fast alle Lichter gelöscht sind, die Alpen spiegeln. So berührt das vor Jahrtausenden Gewordene spiegelnd das Jetzt und die Zukunft. Die vier neuen Bäume vor der Kirche, neu gepflanzt auf unserem Boden, sind ebenfalls wie Türme. Es sind Pappelkirschen. Sie werden jedes Jahr höher aus dem Geschenken; aus der Tiefe und der Höhe. Sie spenden Schatten, nachdem die Sonne den höchsten Tagesstand erreicht hat.

UNSERE FEIERN HABEN TRADITION

— Die Tradition des Feierns ist in unserem schönen Haus tief verankert. Der Turm mit seinen Glocken ruft pro Jahr mehr als 30'000 Menschen zum ganz besonderen Zusammensein. Das Läuten oder der Ritus will allen verkünden, dass es nach dem härtesten Winter wieder Blüten, dass es in jeder Wüste Leben gibt. Der Ritus, den wir nicht nur am Sonntag feiern, hat Wurzeln in den verschiedensten Traditionen aus Osten, Westen, Norden und Süden. Vereint werden sie durch Jesus Christus selbst, der Einheit, Frieden und Geborgenheit stiftet. Die Bitte, dass uns allen Heimat geschenkt werde, auch in der Fremde, dieser innere Wunsch, nach dem Immer-und-überall-geborgen-sein, ist in uns allen – in Jungen und Alten, in allein Lebenden, Getrennten und jenen, die nicht nach unseren oft so engen Normen leben.

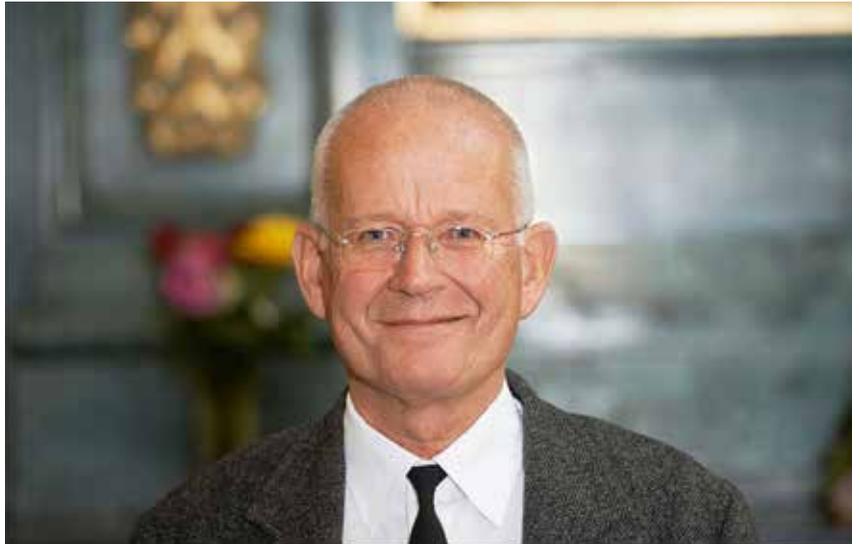
— Unser Ritus, den wir nun schon 100 Jahre in unserer Kirche feiern dürfen, lässt uns zugleich solidarisch werden mit der strapazierten Schöpfung, mit Tieren, Pflanzen und unserer Umwelt. Auch sie sind, wie wir alle, aus dem Göttlichen geworden.

DAS LEBEN UND DIE FEIER ALS LEBENSBAUM

— Alles hat eine Vorzeit und eine Zeit des Werdens. Aus ihr wurde unsere Zeit und wird die Zukunft werden. Dies erfahren wir deutlich in der Bibel. Mit dem Wort aus der Bibel beginnen wir jede unserer Feiern. Durch sie hören wir die göttlichen Worte, die uns aus jeder Enge führen, aus jeder Wüste ins gelobte Land. Diese Worte der Befreiung sind wie die Wurzel unseres Lebensbaumes. Die Botschaft der Propheten ist für mich der Stamm des Baumes. Sie verkündet, dass es möglich ist, aus Schwertern Pflugscharen zu schmieden und aus Lanzen Messer für den Winzer.

— Die Blüte des Baumes ist Jesus, durch den wir selbst zur Blüte werden. Sein Leben ist unser Vorbild, er, geboren als unser König in tiefster Bescheidenheit

auf der nackten Erde. Auf der Erde lebte, sprach und berührte er alle und für alle ist er gestorben – für unser Leben, auch nach dem Tode. Dies nun ist die Frucht des Baumes, die uns wahre Nahrung schenkt. Vor seinem Tod nahm er das Brot und den Kelch und sagte: Tut dies zu meinem Gedenken, für alle, mit



allen. Dies ist der Kern unserer Feier, unseres Tuns aus Ihm. Von der Wurzel, vom Stamm, der Blüte im übertragenen Sinne, der Frucht versuchte ich zu sprechen. Doch wo ist die Krone, wie erfahre ich sie in der Liturgie?

DIE BAUMKRONE IST HOFFNUNG

— Die Krone ist für mich wie ein Traum, ein Wunsch, das Hoffen. Der Prophet Jesaja sprach dazu: Aus einem kleinen Reis wird ein grosser Baum mit weitausladenden Ästen. Er zeichnet ein Bild des Friedens. Kalb, Löwe, Wolf, Lamm, Kuh und Bärin leben friedlich beisammen und das Kind spielt vor dem Schlupfloche der Natter.

— Dieses Bild ist für mich die Krone unseres Baumes. Möge unser Turm unter den Türmen in unserem Quartier durch seine Glocken und unser Tun in den nächsten 100 Jahren immer von diesem Frieden künden. Von diesem Geiste und der Erkenntnis, die nicht aufgrund von Hörensagen und Augenschein entscheiden, sondern für die Hilflosen und Armen da sind und nur Gerechtigkeit und Treue kennen.

— Unser schönster und höchster Turm schenkt uns den Blick in die Weite, über die Limmat, die für mich wie der Jordan ist. Aus der Wüste führte der Weg des Heiligen Volkes über den Jordan ins Gelobte Land, in ihre Zukunft. Schon in der Wüste schickte man Späher aus. Viele kamen zurück und sagten: Es gibt dort nur riesige vernichtende Wesen. Andere brachten Früchte zurück, noch sehr klein, aber im Werden. Setzen wir auf diese Früchte, die aus Ihm werden, wie vor 100 Jahren unser Turm, unsere Kirche und unser Haus. Alles wurde aus Ihm und wird aus Ihm. Wenn wir auf allen Türmen bei uns in diese Richtung, über die Limmat, über den Jordan schauen, dann werden die Türme neu verankert. Unsere Türme werden zum Raum, in denen der Geist der Erkenntnis und der Zukunft ist, auch in den nächsten 100 Jahren, wenn wir wieder feiern und jubilieren werden.

DIE KIRCHE ST. JOSEF IM ZÜRCHER INDUSTRIEQUARTIER

TEXT: URS BAUR • BILD: JULIET HALLER

Die Kirche St. Josef, für Arbeiterinnen und Arbeiter gebaut, erinnert an barocke Kirchen, wie sie in den katholischen Stammlanden beheimatet sind. Wer genau hinsieht, entdeckt Formen des Jugend- und des Heimatstils. Jugendstil – leichtfüssig und für Kirchenleute anstössig: Das überrascht. Für den Architekten Karl Moser bedeutet diese Art, Kirchen zu bauen, eine neue Schaffensperiode, in der er in der Ostschweiz erste Sakralbauten realisiert. Für Zürich ist die Josefskirche ein neuer Akzent im Stadtbild, für die Katholiken des Industriequartiers ein lichter Ort des Gebets und des Verbundenseins.

EINIGE AKTEN AUS DER GESCHICHTE DER PFARREI ST. JOSEF, ZUSAMMENGESTELLT AUS ALTEN BRIEFEN, VERTRÄGEN UND PROTOKOLLEN IM SOGENANTEN ARCHIV

— Im Archiv der Kirchengemeinde St. Josef ist eine Pfarreichronik hinterlegt, handschriftlich sauber abgefasst, vermutlich von Pfarrer W. Umbricht in Auftrag gegeben. Der damalige Bericht enthält wichtige Informationen zum Kirchenbau, ergänzt mit persönlichen Wertungen. Die Überschriften zu den einzelnen Themen des folgenden Beitrags sind Zitate daraus: Sie laden dazu ein, Geschichten und die Geschichte der Kirche St. Josef zu erzählen.

DIE ARCHITEKTEN LIEFERTEN PLÄNE FÜR DIE JETZIGE BAROCKKIRCHE (MODERNISIERTER BAROCK)

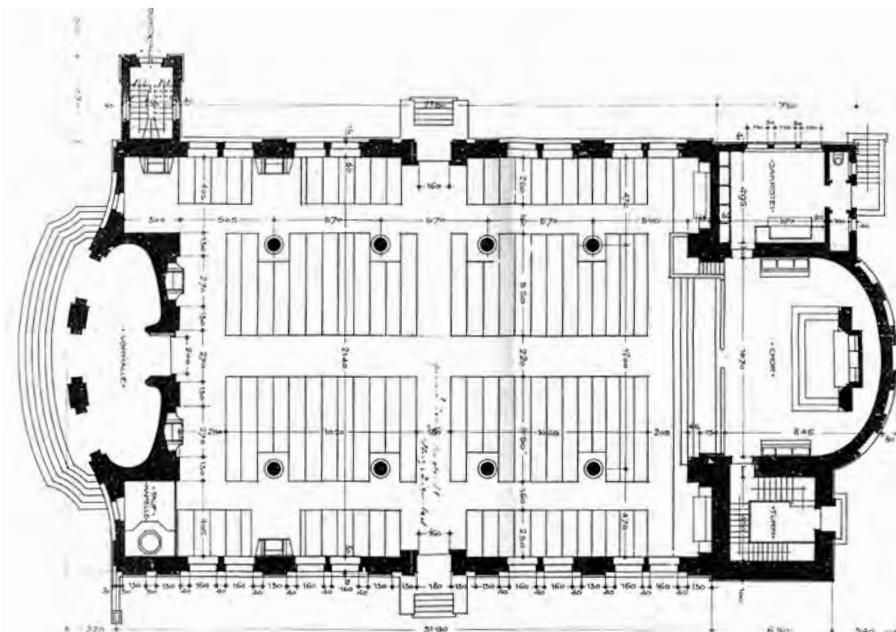
— Die Pläne der Architekten Robert Curjel (1859-1925) und Karl Moser (1860-1936) für die neue Kirche, von Pfarrer Peter Furrer direkt in Auftrag gegeben, sind im Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta) archiviert: nämlich die Entwürfe vom November 1911, die Pläne des genehmigten Bauprojekts vom Januar 1912 und die Baueingabepläne vom März 1912, die am 4. April 1912 von der Bausektion der Stadt Zürich bewilligt wurden.

— In den Baueingabeplänen sind die Masse eingezeichnet. Sie stützen die Eindrücke, die beim Anblick der Kirche mit einer Firsthöhe von 22.85 Meter haften bleiben: Das hohe Dach von 14.95 Meter wird von einer mit 7.9 Meter verhältnismässig niedrigen Aussenwand getragen. Ferner fällt die Weite des Langhauses mit Aussenmassen von 31.9 zu 23 Meter bzw. Innenmassen von 27 zu 21.4 Meter auf. Volumen und Form erfordern neue konstruktive Lösungen. Der dreiteilige Raum ist als Staffelhalle gebaut: Die Seitenschiffe sind kreuzgratgewölbt, eine kassettierte Tonne deckt das Mittelschiff. Konstruktion und Form bedingen sich, sie fordern den gestaltenden Architekten heraus. Karl Moser, der hier federführend war, variierte und verband verschiedene Stilmotive. Ein durchlaufendes Steingesims trägt das Mansarddach, das unten geschweift und steil ansteigend, oben flacher und regelmässig geneigt ist. Den tragenden Wänden wird trotz





Die Seitenansicht (Plan von 1912) zeigt die 1914 vollendete Kirche mit wenigen Abweichungen. Auffallend sind die verhältnismässig niedrige Seitenfassade mit den fünf Zwillingsfenstern und das hohe Mansarddach.



Grundriss der Kirche: Ein dreiteiliger Raum, der Chor mit halbrundem Abschluss (Apsis). In die Chorschultern sind der Turm und die Sakristei gebaut. Die Fassade schliesst eine querovale Vorhalle ein.

ihrer geringen Höhe der Eindruck eines gedrungenen Sockels genommen: Zwischen die gliedernden Pilaster sind statt die hohen Zwillingsfenster eingesetzt. Das führt zu einem eigenen Rhythmus von Wand- und Fensterpfeilern. Kompakt sind noch die Brüstungen. Der Fries unter dem Dachgesims ist mit den Pilastern verkröpft.



Die charakteristischen Merkmale der Seitenfassade sind im Bild gut zu erkennen. Die verhältnismässig niedrige Aussenwand wird im Wechsel von Wandpfeilern und Fenstern rhythmisiert, der untere Teil des hohen Mansarddachs schwingt elegant empor.

— Vielgestaltig ist die Giebelfassade. Die an den Seiten konvex beginnende Wand wechselt zur Mitte hin in einen breiten konkaven Bogen. Die beträchtliche Höhe wird im Einklang mit der Längsseite dreigeteilt, nämlich in der Fortführung der Traufe und des Dachknicks als Gesimse, denen Klebdächer aufgesetzt sind. Getreppte Pilaster teilen vertikal die Wand in fünf Felder mit Toren, Fenstern und Nischen. Unten in der Mitte sind es drei offene Portale als Zugang zur querovalen Vorhalle. Über ihnen werden fünf vertikal gestreckte Ochsenaugen von der Zierleiste des abschliessenden Frieses umrahmt. Die drei Figurennischen im mittleren Teil sind klassisch eingefasst. Als Folge der gerundeten Wand springt der First vor, das Giebelfeld gleicht einem sphärischen Dreieck. Der Chor auf der gegenüberliegenden Seite springt korbogenförmig vor.

AM NEUJAHRSMORGEN 1913 GRÜSSTE ZUM ERSTEN MAL DAS TURMKREUZ AUF DER NEUEN ST. JOSEPHS-KIRCHE ¹

— Der Turm ist 47 hoch, im Vergleich mit Zürichs Türmen eine mittlere Höhe. Weshalb trägt dann der Blick, der uns einen überdurchschnittlich hohen Turm vermuten lässt? Der verputzte und ungliederte Schaft wirkt schlank und hoch, die Glockenstube mit den Kunststeinpfeilern kräftig gebaut. Dann wechselt die Form zum Achteck, dem Mezzanin mit den Turmuhrn und gleich auch Bindeglied zur krönenden Haube. Unterschiedliche



Elegant gerundete Eingangsfassade mit klarer horizontaler und vertikaler Gliederung.

¹ Dieses Zitat ist dem Diasporakalender 15/1915, S. 15 entnommen.

Höhen, unterschiedliche Materialien, aber keine Stilbrüche. Die einzelnen Bauteile sind sorgfältig profiliert: Fein die Ecken beim Turmschaft, kräftiger die Kanten der Glockenstube. Das Achteck mit den Zifferblättern wird in den Diagonalen von Streben gehalten, die Voluten sind stilvoll gestaltet. Ebenso ist die horizontale Gliederung zu beachten. Formal schliessen die Gesimse die einzelnen Etagen ab: Der Turmschaft mit einem feinen konkaven Profil, die Glockenstube mit einem markanten Kämpfer und einem ausladenden Taufgesims. Der Turm könnte hier auch enden, jedoch weniger elegant als mit der ausgeführten Bekrönung. Das Oktogon im gleichen Stein wie die Glockenstube und die Haube in Kupferblech sind als auf den Turm gestellte Einheit zu sehen, als Postament und eingefügte Krone. Feine Details, wie die beiden Teile sich verbinden, zeigen die Zusammengehörigkeit: Der runde Rahmen der Zifferblätter, das Überstülpen der Voluten.

— Glocken konnten erst 1931 angeschafft werden, bei der Firma F. Schilling Söhne in Apolda (Thüringen): Die grosse Glocke ist dem Kirchenpatron St. Josef geweiht; es folgten die Muttergottesglocke, die St. Felix- und Regulaglocke, die St. Peter- und Paulglocke, die Cäcilien-glocke und die Schutzengelglocke.

Der (nur) 47 Meter hohe Turm wirkt überdurchschnittlich hoch.



DIE ALTÄRE WURDEN NACH LANGEN ZWISTIGKEITEN ZWISCHEN ARCHITEKT UND BAUKOMITEE VON PROFESSOR MOSER ENTWORFEN

— Der Innenraum ist weit und hell, eine Staffelhalle mit einem erhöhten tonnengewölbten Mittelteil und Seitenschiffen, die kreuzgratgewölbt sind. Durch die Fenster in den Aussenwänden breitet sich das Licht im Raum aus. Leicht tragen die vier gelb stuckierten Säulenpaare die Last der Arkaden und Gewölbe, elegant den Betonkern verbergend. Im filigranen Dekor der Kapitelle variieren stilisierte Bänder mit pflanzlichen Motiven, die zum Teil kleine Kreuze umranken. Die goldgefassten Teile wirken wie Broschen auf weissem Stuck. Der Chor steht leicht im Schatten. Das irritiert, bis die Kerzen am oder um den Altar leuchten: Dann richten sich die Blicke der Gläubigen zum Sanktuarium, wo die Messe, wo Eucharistie gefeiert wird – ein geborgener Ort. Der Hochaltar und die beiden Seitenaltäre wurden von Bildhauer Schwerzmann aus Zug (vermutlich Johann Jakob Wilhelm Schwerzmann (1877-1966)) in der damals traditionellen Art mit einem Retabel, einer Altarrückwand aufgebaut. Der Rahmen ist grün marmoriert. Das gestufte Gebälk des Hochaltars tragen zwei Säulen, ähnlich jenen im Langhaus. Bei den Seitenaltären sind es im Grundton gehaltene Pilaster, deren Spiegel mit goldfarbenen Girlanden belegt sind. Ungewöhnlich ist der Materialwechsel in den Bekrönungen: Die grünen Medaillons mit Inschrift werden von sandsteingrauen Kartuschen gefasst, die sich polypenartig nach aussen fortsetzen und Blumenschalen sowie stilisierte Kokons umschlingen. In kräftigen Scharriermustern gearbeitet wird farblich und bildnerisch ein Kontrast zum glatt grünen Marmor geschaffen, der am Hochaltar mit der goldenen Heiliggeisttaube auf dem grauen Stein, die klassischerweise von einem den Sonnenstrahlen nachgebildetem Glas hinterleuchtet wird, nochmals wechselt.



Kunstvoll gearbeitete Säulenkapitelle im Jugendstil.



Kirchenraum in der Form einer Staffelhalle: Im Mittelschiff fehlt eine Fensterreihe, trotz des gegenüber den Seitenschiffen deutlich höheren gelegenen Gewölbescheitels.



Der Altar ist Maria, der Königin der Engel, geweiht.
Sie wird als einfache Frau aus dem Volk gezeigt.



Die Stadtpatrone Felix und Regula knien auf einer Wolke über
Zürich. Seit dem Altargemälde von Hans Leu
(spätes 15. Jahrhundert) ist es vermutlich das erste Altarbild
mit einer Ansicht von Zürich.

— Die Altarbilder schuf Richard Arthur Nüscheler (1877-1950): Dargestellt sind die Heilige Familie im Bild des Hochaltars, Maria als Königin der Engel beim linken, die Stadtheiligen Felix und Regula beim rechten Seitenaltar. Der Malstil ist besonders, er wechselt von überlieferter Kirchen- zu frischer Jugendstilmalerei. Daran stiess sich damals manch frommer Kirchgänger. Wie unbefangen der Künstler arbeitete, wird im Bild der Maria als Königin der Engel deutlich. Farblich in die traditionellen Gewänder gekleidet, steht eine junge Frau aus dem Arbeiterquartier barfuss auf den Himmelswolken. Sie ist die Königin. Das zu ihr eher unbewegliche Jesuskind hält sie ostentativ dem Betrachter entgegen. Die zwei Frauen in weissen Kleidern, die Maria Rosen und Lilien vor die Füsse legen, wie auch die beiden flankierenden Engel sind im Ausdruck jugendlich anmutig und individuell gezeigt. Herkömmlich ist das Motiv der Stadtheiligen als Fürbitter: Felix und Regula knien auf einer Wolke über Zürich, die Augen zum Himmel gerichtet. Regula zeigt mit ihrer rechten Hand auf die ihr anempfohlene Stadt, als Vedute gezeigt mit der Josefskirche und dem Industriequartier im Vordergrund, der Mutterkirche St. Peter und Paul am rechten Bildrand und dem Blick über den See zu den Alpen. Seit dem Altargemälde von Hans Leu am Ende des 15. Jahrhunderts ist es vermutlich das erste Stadtporträt in kirchlichem Kontext.

— Die erste Orgel, ein Werk der Firma Friedrich Wilhelm Schwarz in Überlingen, konnte am 18. Juli 1920 eingeweiht werden. Die zweite Orgel von 1968 mit 38 klingenden Registern baute die Firma Metzler in Dietikon.



DIE GLASFENSTER WURDEN VON VERSCHIEDENEN FAMILIEN GESTIFTET, WIE DIE INSCRIFTEN UNTER DENSELBEN BEZEUGEN

— Der Zyklus an farbigen Glasfenstern ist eindrücklich. Eindrücklich als Gesamtkunstwerk, achtenswert als Gabe mehrerer Stifterinnen und Stifter. In die grossen Kirchenfenster sind im Chor zwei Standbilder und im Langhaus sechzehn Porträts heiliger Frauen und Männer eingesetzt, leuchtende Schmucksteine in lichten Fassungen. Dargestellt sind Petrus und Paulus in der Apsis, im Langhaus heilige Männer auf der rechten, heilige Frauen auf der linken Seite, nämlich König Heinrich, Andreas, Bruder Klaus, Johannes der Täufer, Karl Borromäus, Antonius von Padua, Aloysius und Albertus, Verena, Agatha, Rosa von Lima, Elisabeth, Maria Magdalena, Margaretha, Notburga und Agnes. Im mehrheitlich dunklen Kolorit strahlen Einzelheiten hervor, die Nimben etwa mit wechselnden Farben, Attribute wie die Sichel der hl. Notburga oder die Rosen der hl. Elisabeth, vereinzelt auch Gewänder oder die feurigen Haare der hl. Maria Magdalena, die blonden Haare der hl. Margaretha. Kartuschen rahmen die figürlichen Darstellungen, sie sind farblich deutlich heller, passend zu den leicht getönten Gläsern der Fenster. Die Form variiert nicht: Ein mit Perlstab belegtes Band umschliesst das Blätterwerk und verknotet sich in den Mitten zur Rocaillen. Die Gestaltung der Apostelfenster im Chor ist traditioneller.

— Carl Roesch (1884-1979) entwarf die Bilder. Die Glasfenster wurden ausgeführt von Friedrich Berbig (1845-1923) und von Heinrich Röttinger-Zweifel (1866-1948) angefertigt.



Glasfenster mit Darstellungen von je acht heiligen Frauen und Männern. Die dunklen Gläser der Bilder werden von hellen Ranken gerahmt. Die grössere Farbigkeit der Frauenfiguren fällt auf.

MOSER IST DER NACHMALIGE BERÜHMTE PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT

— Die ETH Zürich berief 1915 Karl Moser an die Architekturabteilung. Daher gab er die Architektengemeinschaft mit Robert Curjel in Karlsruhe auf. Vor dem Bau der St. Josefskirche in Zürich projektierten und bauten die Architekten mehr als ein Dutzend evangelischer und katholischer Kirchen in Deutschland und der Schweiz, in Zürich die 1908 vollendete Antoniuskirche beim Kreuzplatz. Mit der Bauleitung der Kirche St. Josef wurde Anton Higi (1885-1951) betraut, der knapp zehn Jahre später die benachbarte Gut-Hirt-Kirche bauen wird.

— Ähnlichkeiten zur genannten, nur sechs Jahre älteren Kirche St. Anton sind kaum zu erkennen: Die typologischen und baukünstlerischen Unterschiede sind augenfällig, wobei die aussen natursteinbelassene Basilika (St. Anton) eher mit den schon gebauten Kirchen von Curjel und Moser übereinstimmt. In der Ostschweiz bauten sie drei reformierte Kirchen, nämlich in Degersheim, Flawil und St. Gallen-Heiligkreuz, die sich stilmässig von den früheren Werken unterscheiden. Zu dieser Gruppe gehört die Kirche St. Josef.

— St. Josef wird als barocker Bau wahrgenommen, in der Nachfolge der Vorarlberger und Innerschweizer Bauschulen. Die Zwiebelhaube ist dafür das auffälligste Merkmal und zur Bauzeit 1914 eine Neuheit in Zürich. Augenfällig sind das hohe Kirchendach, die geschwungene Fassade und darin die wechselnden Fensterformen. Der Eindruck der Fülle weicht bei einem Blick auf die Längsseiten, wo die Pilaster im Rhythmus mit den Zwillingfenstern die Wände aufbrechen.



Architekt Karl Moser (1860-1936).



Blick durchs Mittelschiff zurück zur Empore.

— Das sind Feinheiten der Formen, wie sie auch im Kirchenraum zu beobachten sind. Eine lichte Staffelhalle: Ihr fehlt jede Schwere, jede Trennung. Solch schlanke Säulen, die derart schwere Lasten tragen, sind ungewöhnlich, dank der Betonkerne jedoch möglich. Der Dekor ist durchdacht, setzt Akzente: Die kassettierte Decke zeichnet die Konstruktion des Bauwerks nach; die fein stuckierten Kapitelle schaffen elegant den Wechsel von der runden Säule zum quadratischen Auflager der Arkaden und im Licht der farbigen Glasfenster leuchten den Gläubigen ihre Fürbitter ohne den Raum zu verdunkeln. Die Bildsprache der Architektur deutet, was Kirche ist: Ekklesia, versammelte Gemeinde. Sie ist ausgerichtet hin zum Altar, hier zu den drei Altären. Die Bilder der Heiligen Familie, von Maria mit den Engeln und den Stadtheiligen, verkörpern das Heilsgeschehen. Die inhaltliche Strenge wird mit den drei Altarbildern und im Wechsel der Stilart vom grünen glatten Marmorretabel zur steingrauen, kräftig skulptierten Bekrönung gelockert. Auch das ist Bildsprache.



— Eine barocke Kirche, im Jugendstil ausgeschmückt und durch den frühen Heimatstil versachlicht, so könnte verkürzt die St. Josefskirche beschrieben werden. Das heisst: Im Industriequartier wurde kurz vor dem Ersten Weltkrieg eine Kirche vollendet, die neu für Zürich war, da es hier grosse Vorbehalte zu Kirchen in neubarockem Stil gab. Als akademische Disziplin wurde ein barocker Zentralbau im italienischen Stil wie die Kirche Enge akzeptiert, mehr nicht. Karl Moser mied diesen Baustil in seinen frühen Kirchen. So muss doch auffallen, wo und wie er «barock» zu bauen anfang, nämlich in der Ostschweiz, Teil des süddeutschen Kulturraums, beim Bau reformierter Kirchen. Bauzeit in Flawil war 1908-1911, in St. Gallen-Heiligkreuz 1911-1912. Die Gemeinsamkeiten untereinander und mit St. Josef in Zürich sind: Längsbauten, aussen mit Mansarddächern, innen mit kassettierten Tonnengewölben gedeckt, Apsiden (in Flawil und St. Gallen in den Raum hineingestellt), Zwillingsfenster zwischen Pilastern, am Ende des Langhauses seitlich vorspringende, in gleicher Art errichtete Türme. Vielleicht noch deutlicher als in Zürich sind in den beiden reformierten Kirchen der Ostschweiz die neuen Formen des in den Barock eingefügten Jugendstils erkennbar. Offensichtlich fand das die Zustimmung der Kirchgemeinden.

— Die Kirche St. Josef, die in Zürich Arbeiterinnen und Arbeiter beherbergt, stimmt froh. Sie schafft den aus den katholischen Stammlanden zugewanderten Gläubigen ein Stück neue Heimat; keine kitschige Kopie, sondern ein von der Baukommission gewünschtes und von Karl Moser mit den Raffinessen der Zeit gekonnt errichtetes und gestaltetes Gotteshaus.





(Bild: Deborah Müller)



Die Türme der drei Kirchen Zürich-St. Josef, St. Gallen-Heiligkreuz und Flawil (beide reformiert) sind ähnlich gebaut.

(Bild: Kirchgemeinde Flawil)

PLÄNE:

Archiv für Geschichte und Theorie der Architektur (gta), Signaturen 33-1911-4M1 ff.
Baupolizei der Stadt Zürich, Baueingabepläne von 1912.

QUELLEN UND LITERATUR:

- Wilhelm Umbricht, Pfarreichronik von St. Josef-Zürich (Kirchgemeindearchiv St. Josef).
- Die St. Josephskirche in Zürich-Industriequartier.
In: Diaspora-Kalender, Jg. 15 (1915), S. 15-19.
- St. Josefskirche Zürich. Zur feierlichen Kirchweihe am 29. August 1965,
hg.v. Katholischen Pfarramt St. Josef, Zürich 5.
- Bildnachweis Portrait Karl Moser: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv



**"WISSENSCHAFT
KANN GENAUSO WIE
DIE KIRCHE EINEM
DOGMATISMUS
VERFALLEN."**

"GLAUBEN IST KEINE KOPFSACHE"

TEXT: NAOMI GREGORIS • BILD: IRIS STUTZ

PFARRER HANNES KAPPELER WAR ÜBERZEUGTER WISSENSCHAFTLER BEI DER NOVARTIS, BIS ER EINES TAGES EIN TIER FAND, DAS NICHT INS KONZEPT PASSTE. HEUTE PLÄDIERT ER FÜR MEHR BAUCHGEFÜHL UND WENIGER BERECHNUNG.

— Wie erzählt man das eigene Leben? Pfarrer Hannes Kappeler setzt sich in den schlichten Besprechungsraum im Nebengebäude der Kirche St. Josef und sagt, er wolle es versuchen, könne aber nichts versprechen. «Worte sind immer ungenügend», sagt er ernsthaft und faltet die Hände.

— Hannes Kappelers Geschichte fängt in Basel und beim Christentum an: Die Mutter war bei den Progressiven Organisationen Schweiz, der Vater bei der CVP und der Christlich Sozialen Krankenkasse. Was aber nicht hiess, dass die Kinder sich immer brav in die Kirche setzten: «Wir fuhren oft in den Süden, in die Ferien. Da hatte es wundervolle Strände, aber der Vater hatte nur Augen für die Kirchtürme. Jedes Mal, wenn er einen erblickte, musste er sofort unbedingt dahin.» Mit der Zeit jaulten Kappeler und seine Geschwister jedes Mal auf, wenn wieder ein Kirchturm in Sicht war und beteten, dass der Vater ihn nicht sehen würde. «Viel lieber wären wir doch im Meer schwimmen gegangen!» Hannes Kappeler lacht. Die Familiengeschichten sind zahlreich, aber ausschweifen, das ist nichts für den Pfarrer. Mit sorgfältig ausgewählten Worten zeichnet er Etappe für Etappe sein Leben nach und beschreibt Verbindungen, wie sie nur das Leben knüpfen kann. Wie die Tatsache, dass er als Kind fast täglich den Zoo aufsuchte und dieser sein Paradies war, seine Arche. Und dass diese Arche heute für ihn die Kirche St. Josef sei, mit ihrem buntgemischtem Publikum. Oder dass er als Jugendlicher oft in der Kirche nahe seines Elternhauses im St. Johann in Basel war, nicht aus religiösen Gründen, sondern weil ihm der Bau eine Ruhe gab, wenn er runterkommen wollte vom Lehrlingsleben. Über 30 Jahre später erfasste ihn das gleiche Gefühl wieder in der Kirche St. Josef – irgendwann fand er heraus, dass beide Kirchen vom gleichen Architekten stammen.

— Kappelers Anekdoten beschreiben eine Annäherung an die Kirche, die nichts mit dem Kopf zu tun hat. «Glauben kommt woanders her.» Er weiss um kopflastige Arbeit: Vor seiner theologischen Ausbildung arbeitete Kappeler als Chemielaborant bei der Novartis. Eines Tages untersuchte er eine Wasserschnecke und entdeckte darin ein Tier mit einem wunderschönen, bunten Bauch, den es nie zeigte. Da war keine Funktion, kein Nützlichkeitsdenken erkennbar und Kappeler merkte, dass die Wissenschaft nicht immer imstande ist, Antworten zu liefern. «Mir wurde bewusst, dass Evolution immer auch eine Schönheit und geistige Grösse beinhaltet, die sich nicht mit Formeln erklären lässt.» Sorgte eine solche Umdeutung nicht für böses Blut unter den Kollegen? «Teilweise schon, ja. Wissen Sie, die Wissenschaft rührt von einem Minderwertigkeitskomplex her, der ständig ausgebadet werden will. Sie kann einem Dogmatismus verfallen, genauso, wie auch die Kirche dogmatisch werden kann.»

— Mit dieser Erkenntnis suchte sich Pfarrer Kappeler fortan seinen eigenen Weg. «Es gibt Sachen, die lassen sich mit der Evolution nicht erklären, wie der Bauch jener Wasserschnecke oder die ganzen Farben der Unterwasserwelt. Da muss man woanders suchen.» Kappeler fand die Antwort in der katholischen Kirche St. Josef, wo er nun seit sechs Jahren tätig ist. Ihn überzeugen die Sakramente: «Die katholischen Rituale drücken etwas aus, was nicht greifbar ist. Die Taufe mit Wasser und Salz, das Abendmahl mit Brot – diese Dinge sind der Grund, wieso ich in der Kirche arbeite. Eine solche Auseinandersetzung finde ich sonst nirgendwo.» Anders als bei den ungenügenden Worten, die stets eine Lücke lassen zwischen sich und der Realität, können Zeremonien das, was ist, näher rücken. Noch 30 Jahre nach dem Erlebnis mit dem Bauch der Wasserschnecke ist Kappeler überzeugt von diesem Weg, denn: «Wozu brauchen wir die Bahnen der Sterne zu berechnen, wenn wir sie doch von hier unten bestaunen dürfen?» Er lächelt ein letztes Mal, die Augen blitzen, die Wörter haben ihr Bestes getan. So erzählt man ein Leben.

VON DER PFARRHERRVILLA ZUM PFARREIZENTRUM

TEXT: MARTIN SAARINEN, FREI + SAARINEN

Vor vier Jahren wurde das umgebaute Pfarreizentrum St. Josef wiedereröffnet. Die Zielsetzung, das hundertjährige Haus grundlegend umzugestalten um es heutigen Anforderungen anzupassen, war ambitioniert. Der Weg zur Realisierung war nicht immer einfach. Dank des guten Willens und dem Mut aller Beteiligten konnte am Ende dennoch aussergewöhnliche Architektur entstehen.

EIN PFARRHAUS OHNE KIRCHE

— Im Jahre 1904 wurde das Pfarrhaus St. Josef nach den Plänen der Architekten Chiodera und Tschudy fertiggestellt, die zuvor die Erweiterung und den Turm der Kirche St. Peter und Paul realisiert hatten. Karl Mosers Kirche sollte erst zehn Jahre später errichtet werden, weswegen es galt, die üblichen Räumlichkeiten für Pfarrer und Bedienstete mit einem Kirchgemeindesaal zu ergänzen. Anfangs war dieser sauber getrennt neben der «Pfarrherrvilla» geplant, doch im Zuge des Planungsfortschritts musste innerhalb des bewilligten Bauvolumens Platz für mehr Menschen geschaffen werden. Eine Änderungs-Bau eingabe aus dem Jahre 1902 verdeutlicht, wie der Saal, um neunzig Grad gedreht, in das Erdgeschoss der Villa hinein vergrössert und mit einer erhöhten Bühne zu einem veritablen Kirchenraum umfunktioniert wurde. Dies erklärt auch den Höhensprung, der bis heute im Foyer sichtbar ist: Unten befanden sich die Sitzreihen und oben, auf der Ebene des heutigen Sekretariats, eine Bühne mit Altar. Statt nebeneinander wurden Haus und Saal also übereinander angeordnet. Die Frage, wie ein grösserer Saal in das bewilligte Volumen eingepasst werden könnte, muss dem Architekten wohl Kopfzerbrechen bereitet haben und das gebaute Resultat war denn auch nicht ideal. So musste beispielsweise direkt hinter dem Fenster Richtung Heinrichstrasse eine geschlossene Wand vorgesehen werden, damit dem Saal, den Gepflogenheiten der Zeit entsprechend, eine symmetrische Form verliehen werden konnte. Es erstaunt deshalb nicht, dass das Pfarrhaus St. Josef zumeist nicht unter den bekannten Bauten der Architekten aufgelistet ist.

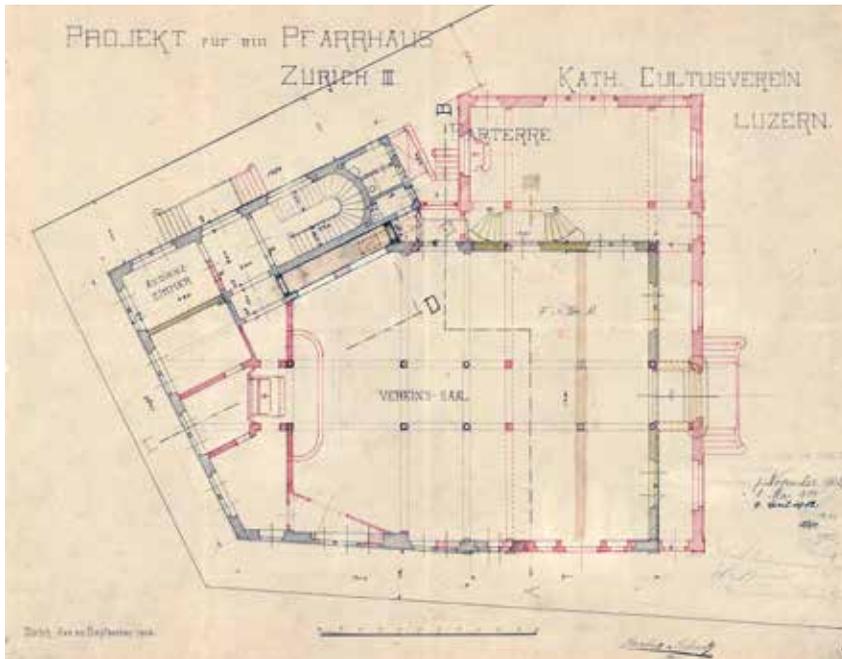
MODIFIKATIONEN

— Doch vielleicht hätte es Chiodera und Tschudy getröstet, wenn sie gewusst hätten, dass der Architekt Anton Higi keine dreissig Jahre später mit einem Umbau beauftragt werden sollte, der die ursprüngliche Konzeption nebeneinander angeordneter Trakte bezweckte. Mosers Kirche machte den grossen Saal obsolet, wodurch Higi diesen verkleinern und wieder um neunzig Grad zurückdrehen konnte: Inhalt und äussere Erscheinung wurden endlich eins.

— Später, in den 1960er- und 1970er-Jahren, wurde das Erdgeschoss des Pfarreihauses den veränderten Anforderungen entsprechend angepasst: Sanitäre Anlagen wurden ins Untergeschoss verlegt und die innere

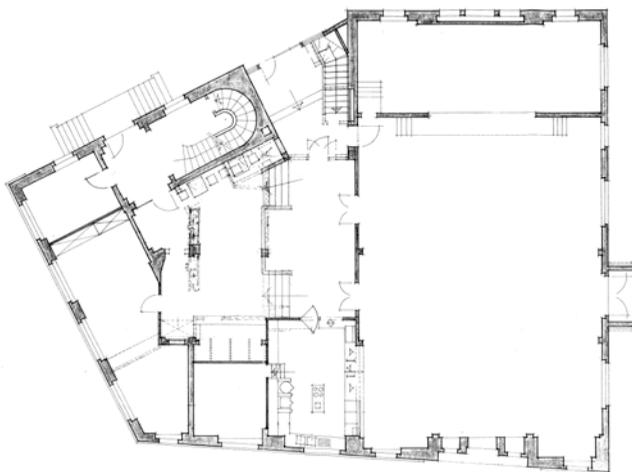


Das neue Pfarreizentrum: Von aussen verweisen der neue Eingang sowie die Dachgaube auf den Umbau mit Dacherweiterung.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)



Das bewilligte Projekt für ein neues Pfarrhaus musste bei laufender Baustelle abgeändert werden, um mehr Platz für den Kirchgemeindesaal zu schaffen. (Quelle: Archiv Kirchgemeinde)

Raumaufteilung im Erdgeschoss markant verändert. So wurde aus einem bescheidenen Vorraum vor dem Kirchgemeindesaal ein Foyer, das sich neu auch auf die obere Ebene der ursprünglichen Bühne ausdehnte. Eine beachtliche Küche, die sowohl Saal als auch Foyer bedient, wurde eingebaut und darüber eine Zwischendecke eingezogen, auf der eine gewaltige Lüftungsanlage Platz fand. Lüftungsrohre, die zum Saal führen, wurden unter der Foyerdecke angebracht und mit einer abgehängten Konstruktion kaschiert. Nicht zuletzt wurde in einer ursprünglichen Lücke zwischen Pfarrhaus und Saal ein kleiner Eingangstrakt gebaut, der als Windfang über ein paar Stufen hinauf zum Foyer führte.



Die Zeichnung aus dem Jahr 1979 zeigt die damalige Raumaufteilung mit dem hinzugefügten Eingangsbereich. (Quelle: Archiv Kirchgemeinde)



Das Foyer vor dem Umbau, mit Blick Richtung Eingang.

(Bild: Martin Saarinen)

WETTBEWERB

— Im Jahr 2007 wurden meine Büropartnerin und ich auf eine Ausschreibung des Amtes für Hochbauten aufmerksam: Im Auftrag der Kirchengemeinde St. Josef würden Architekturbüros ausgewählt, die sich an einem Wettbewerb für den Umbau des Pfarreihauses beteiligen möchten. Man wünschte sich ein einladendes und besser belichtetes Foyer in einem behindertengängigen Pfarreihaus. Sämtliche Obergeschosse sollten zu Etagenwohnungen umfunktioniert werden und sinnvolle Massnahmen sollten die Gebäudehülle energetisch optimieren. Selbstverständlich sei das Haus im Inventar des Denkmalschutzes.

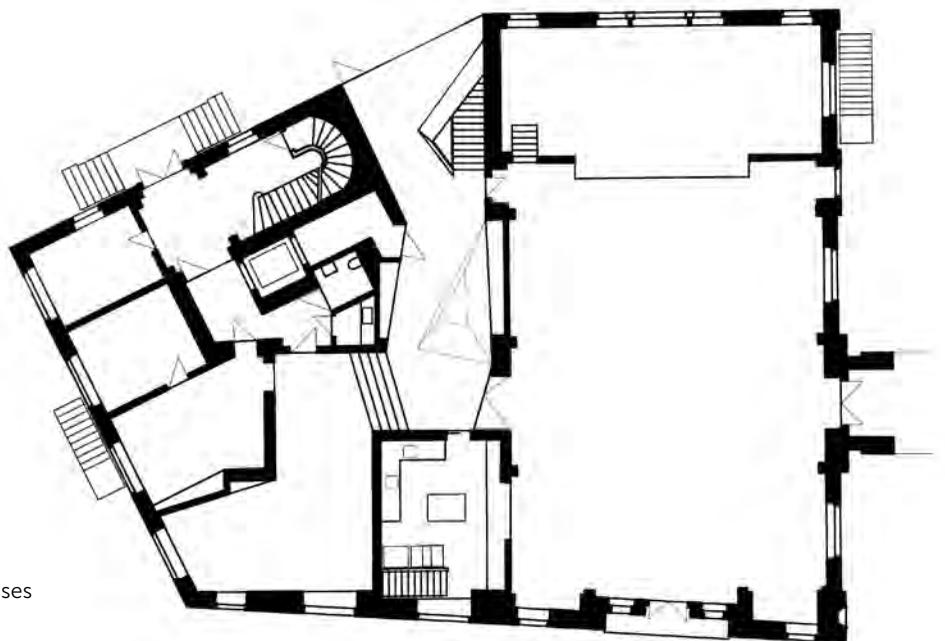
— Obwohl wir in anderen Büros wertvolle Erfahrungen gesammelt hatten, konnten wir nur ein eigenes realisiertes Projekt vorweisen: den gerade fertiggestellten Umbau mit Erweiterung des Kino Xenix im Kreis 4. Unser Büro existierte seit gerade mal zwei Jahren und befand sich in einem kleinen Zimmer im Maag-Areal, welches inzwischen von renommierten Architekten zu einer Toilettenanlage umgebaut wurde. Trotzdem durften wir als jüngstes der eingeladenen Büros einen Entwurf für ein zeitgemäßes Pfarreihaus ausarbeiten, um diesen dann einer Jury zu präsentieren.

SPURENSUCHE

— Die fünf beteiligten Architekturbüros konnten anlässlich einer Begehung einen ersten Augenschein vor Ort nehmen und ich darf heute gestehen, dass wir nach den ersten Eindrücken absolut keine Vorstellung hatten, wie ein überzeugendes Projekt aussehen könnte. Zu verworren wirkte das Haus auf uns, weil die verschiedenen Umbaumaassnahmen unserer Vorgänger die vorhandene Struktur teilweise bis zur Unkenntlichkeit verwischten hatten.



Das Foyer vom Eingang her gesehen:
Das Oblicht gibt dem Raum über dem Saalzugang eine neue Mitte.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)



Die neue Organisation des Erdgeschosses im Grundriss.



— Das Bauen im Bestand ist wie eine Operation: Mit gezielten Eingriffen soll ein Maximum an positiven Effekten herbeigeführt werden, was selbstredend eine Kenntnis der «Anatomie» eines Hauses voraussetzt. Dies ist jedoch manchmal kniffliger, als man denkt, weil sich die Skelette bzw. Tragwerke von Häusern erheblich unterscheiden. So können unantastbare lastabtragende Wände gleich aussehen wie solche, die lediglich der Raumaufteilung dienen und problemlos entfernt werden können. Deshalb mussten wir erst herausfinden, wie das Tragwerk funktioniert und es blieb trotz Studium der historischen Pläne am Ende nichts anderes übrig, als mittels Klopfen auf Wände und Stützen herauszuhören, was trägt und was nicht. Glücklicherweise sollten sich die Vermutungen später als richtig erweisen.



Blick hinauf zum Sekretariat:
Beleuchtung und Lüftung sind in Wand
und Decke integriert.

(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)



St. Josef fand auch im neuen Foyer seinen Platz.
(Bild: Hannes Henz)

FLUCHT NACH VORNE

— Man kann ein altes Gebäude in seinen Ursprungszustand zurückversetzen oder nicht. Rekonstruktion versus Neuinterpretation. Ersteres ist in einem denkmalgeschützten Haus einfach zu begründen und in vielen Fällen auch das richtige Vorgehen. Aber was hätte man im Pfarreihaus rekonstruieren können? Bereits im Urzustand entsprach das Haus ja nicht mehr den ursprünglichen Vorstellungen der Architekten und alle späteren Umbauten verunmöglichten eine Rückführung zunehmend, was insbesondere auf die Lüftungsrohre über dem Foyer zutrifft, deren Neuplanung jeden Kostenrahmen gesprengt hätte. Wir entschieden uns also für eine Neuinterpretation, wodurch wir das Risiko eingingen, von kommenden Generationen dafür kritisiert zu werden. Nachdem wir das Tragwerk des Bestandes zu verstehen glaubten, war die Form des neuen Foyers schnell gefunden: Ein S-förmiger Raum erstreckt sich zickzackförmig von einer Fassade zur anderen, wodurch mehr natürliches Licht einfällt und Ausblicke entstehen. In der Mitte, beim Saalzugang, fällt durch ein neues Loch von oben Licht in den Raum. Der Boden des ehemaligen Entrée-Raumes wird zur flachen Rampe, die hinauf zum Zugang eines Lifts führt, wodurch alle Ebenen des Hauses rollstuhlgängig erschlossen werden. Notwendige neue Zu- und Abluftanlagen sowie Garderobenschränke verschwinden hinter einer Wandbekleidung und eine herabgehängte Decke vermittelt mit ihren sanften Schrägen zwischen den verschiedenen Raumhöhen, wodurch eine grosszügen und ruhige Raumwirkung entsteht. Das neue Foyer hat in seiner Formensprache seine eigenen Gesetzmässigkeiten und erzeugt als hölzerne Ausfütterung eine Atmosphäre, die weder mit der des Kirchgemeindsaals noch jener der übrigen Räumen des Pfarrhauses vergleichbar ist. Die Andersartigkeit tritt in Form der neuen Eingangsfassade nach aussen. Diese vermeidet jede formale oder stoffliche Annäherung an den Bestand und besteht eigentlich nur aus einer unterteilten Glasfläche, die in ihrer extremen Reduktion bewusst «nichts sagt» und so den angrenzenden bestehenden Fassaden das Wort überlässt.

— Wir gewannen den Wettbewerb!



Das neue Oblicht in der Mitte des Raumes.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)



Blick zum neuen Eingang.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)



Querschnitt durch Foyer und Eingang.

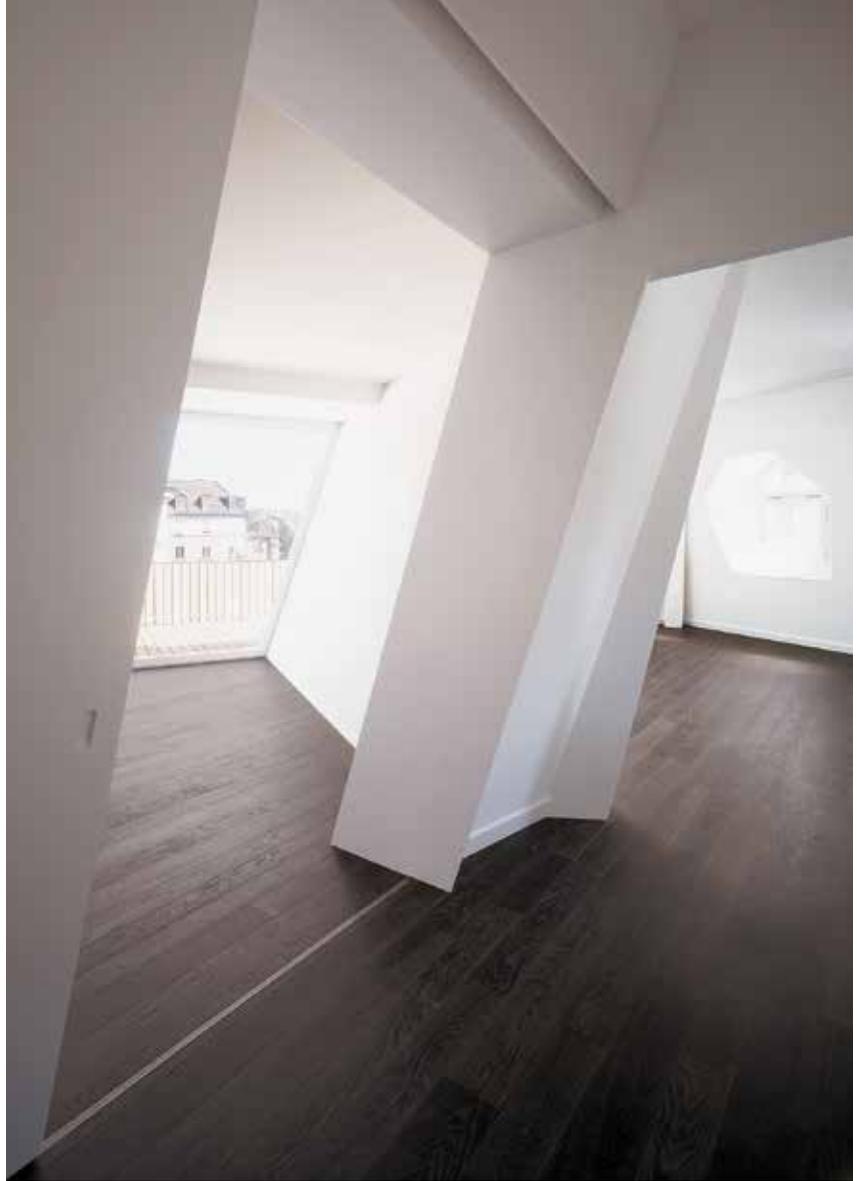
WOHNUNG STATT VILLA

— Unser Umbauprojekt erstreckte sich über alle fünf Geschosse des Hauses und schloss neue sanitäre Anlagen ebenso ein, wie eine neue Küche, ein neues Fluchtwegkonzept und zahllose kleinere und grössere Eingriffe. Doch das Spannendste neben dem neuen Foyer, welches das Herzstück des Hauses bildet, war der Entwurf der neuen Dachgeschosswohnung für den Pfarrer. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern sollte er sich nämlich mit einer Etage begnügen. Das Baugesetz erlaubte eine Erweiterung auf einem beträchtlichen Teil der Dachterrasse, wobei die Ausschöpfung der gesetzlichen Möglichkeiten in einem neuen fünfeckigen Zimmer zur Kirche hin resultierte. Allerdings bestand der vorhandene Dachaufbau ausschliesslich aus geneigten Flächen. Unser Vorschlag war pragmatisch und abenteuerlich zugleich: Ein Erhalt der Dachschräge zwischen Bestand und Erweiterung stellt die wirtschaftlichste Lösung dar, weil das Tragwerk unangetastet bleibt. Allerdings bedeutet dies für den zusätzlichen polygonalen Raum mehrheitlich geneigte Wände, weil die neuen Aussenwände aus denkmalpflegerischer Sicht ebenfalls nicht aufrecht stehen sollten. Als wir diesen seltsamen Raum im Modell gebaut hatten, waren wir überrascht, wie wohnlich er trotz seiner unkonventionellen Geometrie erschien – Grundfläche und Höhe standen in einem guten Verhältnis zueinander und eine neue Dachgaube könnte den Zugang zu der verbleibenden Terrassenfläche bilden. Wir waren begeistert, aber wir zweifelten daran, dass die Bauherrschaft – und allen voran der zukünftige Bewohner – dieses «Wohnexperiment» riskieren würden. Umso grösser war die Freude, dass wir unseren Vorschlag realisieren durften! Natürlich nicht ohne einige Verbesserungsvorschläge, wie beispielsweise den Einbau einer kleinen Hundehütte in einen Hohlraum, der geometriebedingt in der Terrassenbrüstung entstand.

Aufgang zur neuen Dachwohnung.
(Bild: Hannes Henz)



Der Dachausbau: Der Raum links war bis zum Umbau eine Terrasse.
(Bild: Hannes Henz)



Die ehemaligen Schrägdächer rechts wurden zu geneigten Innenwänden.
(Bild: Hannes Henz)

KOLLEKTIVE ANSTRENGUNG

— Das Interessante am Architektenberuf ist, dass man bei jedem Projekt eine Schicksalsgemeinschaft mit der Bauherrschaft eingeht. Für ein paar Jahre teilt man eine Episode im Leben, im gemeinsamen Willen, ein möglichst gutes Ergebnis zu erzielen. Wer schon einmal gebaut hat, weiss, wie viel es zu entscheiden und zu koordinieren, zu diskutieren und zu produzieren gibt, bis das Ergebnis endlich sichtbar wird. Dies erfordert einen konstruktiven Willen aller Beteiligten. Auch die Art, wie man miteinander diskutiert, muss manchmal im Fortgang der Planung erst gefunden werden, damit die Projektidee zu einem überzeugenden und finanzierbaren Ausführungsprojekt reifen kann. Jedes Projekt ist anders und mit ihm die Bauherrschaft. Trotz aller Höhen und Tiefen, die wir mit der Projektkommission der Kirchgemeinde durchzustehen hatten, können wir rückblickend von einem Glücksfall sprechen. Die Bauherrschaft verlor nämlich nie den Glauben an das Projekt und bewahrte stets den Blick auf das grosse Ganze, was sie immer wieder mit beherzten Entscheidungen bewies. Manchmal war sie sogar unverfrorener als wir: Ich erinnere mich, wie uns irgendwann der Mut verliess, die grosse Glasfläche des neuen Zugangs ohne eine weitere störende Unterteilung auszuführen zu können. Als wir dann unseren konstruktiv einfacheren, aber eben auch unschöneren Kompromiss zur Sprache brachten, beharrte Pfarrer Hannes Kappeler höchstpersönlich auf der radikaleren Ursprungsidee, worauf wir mit der ausführenden Unternehmung dann tatsächlich noch eine realisierbare Lösung fanden.

Die neue Pfarrerswohnung von der Terrasse her gesehen. Die schräge Innenwand bestimmte die Form der Gaube. (Bild: Hannes Henz)



Barbara Frei + Martin Saarinen
(Bild: Brigitte Ruedel)



IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN:

Pfarrei St. Josef, Zürich
Röntgenstrasse 80
8005 Zürich
044 276 80 10
stjosef-zuerich.ch

KONZEPT, REDAKTION:

Pas de Deux Kommunikation, Zürich

REALISATION, PRODUKTION:

Schnyder-Werbe.ch Zürich (© 2014 Jubiläumsmagazin St. Josef)

FOTOGRAFIE:

Daria Frick, Juliet Haller, Hannes Henz, Brigitte Ruedel,
Martin Saarinen, Iris Stutz, Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser

©2019 Pfarrei St. Josef | Die Verwendung der Inhalte, auch aus-
zugsweise, bedingt die vorgängige schriftliche Zustimmung der
Kirche St. Josef.

